Nr. 6 — Leipzig, den 9. Februar — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Das Gleichnis vom verlornen Sohne: 2. Umkehr und Heimkehr — Ethische Fragen: 4. Widerstreit der Pflichten — Die Schul- und Familienbibel ein unabweisbares Bedürfnis — Karl Geroks letzte Stunden — Volksbühne und Nationaltheater: 1. Herrigs und Devrients Lutherfestspiel — Die Schloßfreiheitlotterie. Aus Berlin — Aus der evangelischen Gemeinde in Sofia — Bücher und Schriften: Das Alte Testament und die christliche Sittenlehre; Idealismus — Verschiednes: Todesfälle; Der bayrische Mischehenstreit; Für die Gedächtniskirche der Protestation in Speier; Nochmals Luthers Lebensende; Dresdner Volksheime — Anzeigen

Das Gleichnis vom verlornen Sohne

2. Umkehr und Heimkehr

„Da schlug er in sich" — wörtlich: — „Da kam er zu sich selbst." Vorher war all sein Denken und Dichten immer nur nach außen gerichtet gewesen, auf Lust, Vergnügen, Befriedigung der augenblicklichen Begierde. Nun, da er in der Einsamkeit daliegt, nun kommt ihm endlich eine stille Stunde des Besinnens. Hatte er vorher nur nach außen geschaut, — endlich schaut er auch einmal nach innen, in sein Herz hinein, und es übermannt ihn die Frage: Wie kommst du in diese Lage? Was hast du gethan? Und zugleich steigt das Bild des Vaterhauses vor seiner Seele auf, und er gedenkt, wie so viele Knechte darinnen fröhlich leben, und er, der Sohn des Hauses —! Da steht auch der Vater vor seinen Augen; er gedenkt all seiner Liebe, all seiner Mahnungen; einst hatte er sie verlacht, — und der Vater hatte doch recht gehabt! Tiefer und tiefer versenkt er sich in solche Gedanken, und es ergreift ihn Weh, bittres Weh! Aber es gilt nicht mehr bloß seiner äußern Lage, nein, das ist sein tiefstes Weh, daß er alles verscherzt hat durch eigne Schuld — durch eigne Schuld! Aber zugleich mit dem bittern Weh steigt in ihm das heiße Verlangen auf: O daß du umkehren könntest! Daß du die letzten Jahre auslöschen könntest aus deinem Leben! „Daß du zurückkehren könntest zu dem verlornen Platz der Kindheit, zu dem verlornen Glück im Vaterhause! Aber nun ist es zu spät: verloren, unwiederbringlich verloren! Aber ist es wirklich zu spät? Wie, wenn du dich aufmachtest zu deinem Vater, wenn du ihm zu Füßen fielest und sprächest: „Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir! Ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße!" Vielleicht nimmt er ihn an, nicht als sein Kind, aber vielleicht doch als seinen Knecht. Dann ist er doch wieder zu Hause. Und wenn er sich ordentlich hält, — vielleicht kommt dann ein Tag, da der Vater ihn wieder in seine Kindesrechte einsetzt. Und immer lebendiger, immer heißer wird der Wunsch, wird das Heimweh nach dem verlornen Paradiese der Kindheit, bis er fest entschlossen ist: „Ja, ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehn!"

Wie der verlorne Sohn lange, lange Zeit den Blick nach außen gerichtet hat, niemals nach innen, — leben nicht Tausende und Abertausende, die sich losgerissen haben von der Hand des himmlischen Vaters, ebenso dahin? O daß diese Tausende doch auch einmal in sich schlügen, zu sich kämen, Einkehr hielten in ihrem Herzen! Daß sie alle einmal in stiller Stunde der Einkehr bedächten, wie arm, wie elend sie sind in ihrer Gottesfremde! Daß sie alle einmal der Frage stille hielten: Wie kommt es doch, daß mein Herz keine rechte Ruhe, keine rechte Freude gewinnen kann? Wie kommt es doch, daß mein Herz so kalt und tot geworden ist? Wie kommt es doch, daß die Welt, die mich mit ihrer Lust und Herrlichkeit so fest hält, mich doch nicht mit Befriedigung, sondern mit Ekel erfüllt? Woher kommst du? Wohin willst du? Was ist Anfang, Ziel und Sinn deines Lebens und Strebens? Müßten sie nicht auch ergriffen werden von dem heißen Verlangen: O daß du umkehren könntest, daß du wieder heimkehren könntest in das verlorne Paradies deiner Kindheit, deines Kindesglaubens und deiner Kindesunschuld? Ja wahrlich, es müßte also geschehen! Und selig der Mann, der so fragt, der so bei sich einkehrt, der so sich ergreifen läßt von dem Heimweh nach der ewigen Liebe, an die er als Kind geglaubt hat, darin er als Kind so selig gewesen ist. Selig freilich nur dann, wenn er solche Gedanken nicht als thörichte Rührung von sich weist, sondern sie festhält und von ihnen sich treiben läßt zu dem Entschlusse des verlornen Sohnes: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehn!"

„Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater." Ein kurzes Wort, aber wohl ein weiter Weg, den er zu machen hatte. Was mag ihm auf dem Wege alles durchs Herz gegangen sein? Auf demselben Wege, auf dem er einst mit reichem Gut vom Vaterhaus in die Ferne gezogen war, auf dem er jetzt als Bettler heimkehrte?

Wie er so dahinzog, da wird sich in seinem Herzen eine Stimme erhoben haben: Was willst du thun? Wo willst du hin? Willst du die Schande auf dich laden, als das verlorne Kind um Gnade zu betteln? Wer ist denn Schuld an deinem Unglück? Sind es nicht deine Verführer? Ist es nicht dein Vater selbst? Warum hat er dir dein Erbteil gegeben? Warum hat er dich ziehen lassen? Laß aufwachen den alten Trotz, der dich aus dem Vaterhaus getrieben! Kehre um! — Aber eine andre Stimme ruft ihm zu: Nein, nein! Nicht andre, nicht dein Vater ist schuld! Warum hast du den andern gehorcht? Hat nicht dein Vater dich gewarnt? Wenn er dich mit Gewalt zurückgehalten hätte, was wäre die Folge gewesen? Du hättest doch nicht gut gethan im Vaterhause! Du hättest des Vaters Liebe doch mit Undank und Trotz gelohnt! Dein Herz hätte sich dennoch wider ihn gesetzt! Du wärest dennoch ein verlornes Kind geworden! Nein, nein! Fort mit dem alten Trotz! Demütige dich nur vor deinem Vater! Sonst kannst du nimmer Ruhe und Frieden gewinnen! — Wohl ihm, er gehorcht dieser Stimme und zieht weiter. Aber da spricht abermals eine Stimme in seinem Herzen: Was willst du denn im Vaterhause? Rechnest du auf die Liebe des Vaters? Ja, wenn du ihm gehorsam geblieben wärest! Aber so —? Du wirst mit Schimpf und Schande von der väterlichen Schwelle gewiesen werden, und dann bist du doppelt elend! — Dagegen wiederum die andre Stimme: „Nein, nein! Verzage nicht, vertraue nur. Die Vaterliebe, die dich in den Tagen deiner Kindheit getragen,

die dir mit tiefem Herzeleid nachgeschaut, als du in die Ferne zogst, ist nicht erstorben. Sie trägt noch immer Leid um dich! Sie wird dich annehmen, wie schwer du auch gefehlt! Verzage nicht! Vertraue nur! Fürchte dich nicht! Glaube mir! — Wohl ihm, er gehorcht dieser Stimme, er zieht weiter und kommt zurück in die Heimat, zurück zum Vaterhaus!

Die zwei Stimmen, die im Herzen des Jünglings ihre Zwiesprache gehalten, tönen auch im Herzen des Menschenkindes, das sich nach langer Zeit der Gottentfremdung aufmacht, um zurückzukehren ins Haus und ans Herz des himmlischen Vaters. „Trägt nicht Gott selbst die Schuld an deiner Verirrung? Warum hat er dich nicht fester gehalten? Warum hat er sich so ins Dunkel gehüllt, daß du an ihm irre werden konntest?“ — Aber hat er nicht von den Tagen der Kindheit an laut genug zu dir gesprochen? Hättest du nicht von allen Seiten seine Stimme vernehmen können? Und wenn er dich mit äußrer Gewalt in seiner Zucht gehalten hätte, — du wärest darum doch ein verlornes Kind geworden; du hättest ihm ja doch nicht mit dem Herzen gedient, da er doch spricht: Gieb mir, mein Sohn, dein Herz! Nein, nein! Nicht Gott, du selbst trägst die Schuld. — „Aber ist denn Gottes Huld nun nicht für immer verscherzt? Bleibt mir denn wirklich etwas andres übrig, als zu verzagen?“ — O nein, verzage nicht! Gottes Liebe schaut aus nach allen verlornen, verirrten Kindern, so auch nach dir! Schau doch hin auf den, der da spricht: Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen! Das spricht er auch zu dir. Schau auf zu dem, der im Leben und im Sterben sich der Zöllner und Sünder erbarmt hat! Er hat es gethan, damit alle Sünder zu allen Zeiten sich ein Herz zu ihm fassen sollten! Schau doch hinein in sein Herz! Da schaust du dem himmlischen Vater selbst ins Herz voller Gnade und Barmherzigkeit! Darum verzage nicht! Glaube nur! Vertraue nur!

E Str

Ethische Fragen

4. Widerstreit der Pflichten*)

Nicht immer scheint es leicht zu entscheiden, wie ein Mensch in einem gegebnen Falle handeln soll. Jemand kann zwischen zwei Forderungen gestellt werden, deren jede eine pflichtmäßige ist. Doch sie sind zugleich so beschaffen, daß durch Erfüllung der einen die andre verletzt wird. Der Beamte einer Versicherungsanstalt z. B. hat über die Auszahlung einer Prämie zu entscheiden:

Der Versicherte hat alle seine Verpflichtungen gegen die Gesellschaft erfüllt, bis auf irgend eine ihm entgangne und in diesem Falle ganz unerhebliche Formsache, deren Nichterfüllung aber zweifellos die rechtliche Verbindlichkeit zur Zahlung aufhebt. Nun tritt der Schaden ein. Der Beamte bemerkt zufällig den begangnen Formfehler, er sieht, die Gesellschaft kann der Zahlung entgehen. Er sieht auch, der Versicherte oder seine Hinterbliebnen kommen in die äußerste Not ohne die Zahlung; die Gesellschaft aber verteilt achtzig Prozent Dividende. Was soll er thun? Darf er die Sache übersehen? Oder soll er etwa an die Billigkeit der Gesellschaft sich wenden? Als ob er nicht wüßte, daß eine Aktiengesellschaft kein Herz hat. Sein Gewissen sagt ihm nicht, was er thun solle. (P. 276.)

Ein andres Beispiel:

In der Konvention von Tauroggen schloß der General York eigenmächtig auf Grund seiner subjektiven Beurteilung der politischen Lage mit dem Feinde eine Uebereinkunft in offenbarem Widerspruch mit dem Befehl des Königs, mit offenbarem Bruch also des militärischen Gehorsams. War der Akt pflichtwidrig und also sittlich unzulässig? Dennoch entschloß sich York so zu handeln, nach schwerem Zweifel; und freilich war die Sache nicht zweifellos: sie konnte, ganz abgesehen von dem Bruch des Gehorsams und dem unerhörten Beispiel, den Untergang des Staats zur Folge haben. Und doch handelte er so. Die Rettung des Landes aus unwürdiger und unhaltbarer Lage schien ihm jetzt, vielleicht nur jetzt und durch sein selbständiges Handeln möglich. Die Folge hat ihm Recht gegeben. (P. 280. 281.)

Das ist, so scheint es, Widerstreit der Pflichten. Wie ist er auszugleichen? Ganz gewiß nicht mit der Behauptung:

Es kann geschehen, daß es sittlich möglich, ja notwendig wird,

*) F. verweist auf Franks, H. auf Harms', P. auf Paulsens Ethik.

ein Sittengesetz formell zu brechen . . . . . . Es giebt kein Sittengesetz, das nicht Ausnahmen zuließe. (P. 280. 281.)

Dann giebt es überhaupt kein Sittengesetz. Wie groß kann denn der Formfehler sein, den ein Versicherungsbeamter zu Ungunsten seiner Gesellschaft übersehen darf? Zweifellos ist die Nächstenliebe ein Gebot der Sittlichkeit. Aber es soll und darf nicht durch Unehrlichkeit erfüllt werden. Jede Verantwortlichkeit eines Beamten hört auf, wenn er nicht bis ins Kleinste hinein seine Pflicht zu thun verbunden sein soll. Was würde über Yorks Handlungsweise geurteilt werden, wenn der Erfolg gegen ihn entschieden hätte? Der Erfolg ist kein sittlicher Maßstab. Die Liebe zum Vaterlande wird nur durch Treue und Gehorsam bewährt. Ein diplomatisches Wagnis ist niemals eine sittliche Handlung, ganz abgesehen von andern Gesichtspunkten, die hier noch in Frage kommen konnten. Wenn es kein Sittengesetz ohne Ausnahmen geben soll, wie viele und welche Ausnahmen sind dann zulässig? Mit solchen Anschauungen darf man kaum noch irgend eine Handlung als sittlich oder unsittlich bezeichnen. Daß es aber sittlich möglich, ja notwendig sein soll, ein Sittengesetz zu brechen, ist ein so dreister Widerspruch, daß kein Wort darüber zu verlieren ist.

Es kann niemals eine Kollision der Pflichten geben.

Man muß vielmehr, um der [sogenannten] Kollision der Pflichten auf den Grund zu kommen, hinzunehmen, daß dieselbe die andre Seite der Kollision der Güter ist. (F. 1, 409.)

Diese wieder wird herbeigeführt nur dadurch, daß „die Güter verschieden taxirt werden.“ (F. 1, 411.) Der Christ darf sagen:

Mag ich in dem Zwiespalt, in den ich, ohne es ändern zu können, hineingeraten bin, gar oft fehlen, mögen die Gegensätze, zwischen denen ich stehe, unausgleichbar erscheinen, ich habe die Lösung, insofern ich in Christi Gemeinschaft bleibe. . . . . . Die andern Güter haben doch nur Wert und Bedeutung für ihn, wenn sie nicht außerhalb, sondern innerhalb jener obersten Bezüge [zum Reiche Gottes] stehen. (F. 1, 416. 418.)

Das läßt sich verallgemeinern, wenn für Christ gesagt wird „der sittlich strebende Mensch“ und für Reich Gottes „höchstes Gut.“ In dem Leben des sittlichen Menschen findet nicht Kollision der Pflichten, sondern der sittlichen Erkenntnisse statt. Diese können zweifelhaft sein, die Pflicht selbst niemals. Es mag jemand unklar sein über die rechte Auffassung dessen, was in einem gegebnen Falle Pflicht sei. Aber sobald er die rechte Einsicht gewonnen und die zu erfüllende Pflicht erkannt hat, kann es keinen Widerstreit mehr für ihn geben.

Thun sollen wir, wozu uns unser Inneres auffordert, aber auch, was die äußere Aufforderung will. Die Entscheidung kann nur die sein, zu thun, was zu derselben Zeit am meisten in der sittlichen Aufgabe durch uns gefordert werden kann. Dafür kann es aber keine allgemeine Regel geben, sondern die Entscheidung hängt ab von der Richtigkeit und der Lebendigkeit der sittlichen Einsicht in die Aufgaben des Lebens und von dem gewonnenen Standpunkte desselben. (H. 154.)

Nie kann Pflicht wider Pflicht streiten, sondern nur Einsicht wider Einsicht, der höhere sittliche Standpunkt mit dem niedern. Kaum aber wird dem, der diese Klarheit gewonnen hat, die Entscheidung schwer werden.

K

Die Schul- und Familienbibel ein unabweisbares Bedürfnis

Die von dem Vorsteher der von Cansteinschen Bibelanstalt, dem Dr. Frick, berufene Konferenz von Vertretern der Bibelgesellschaften hat in Sachen der Schulbibelfrage ein Ergebnis gehabt, das der Absicht des Berufenden gewiß nicht entsprach. P. Zauleck aus Bremen freilich zeigte ein richtiges Verständnis für die hochbedeutsame Frage, indem er mit vielen Geistlichen und Lehrern von rechts und links das Begehren nach einer für die Schuljugend zubereiteten Textgestalt der Bibel einfach als berechtigt anerkannte und eine Verdrängung der ganzen Bibel durch solche Schulbibeln um so weniger befürchtete, wenn die Bibelgesellschaften anstatt des Buchhandels der sorgfältig herzustellenden Redaktion sich annehmen würden. Wenn aber P. Wauer-Dresden sogar gegen eine Behandlung

der Frage überhaupt protestirte, so zeigte doch leider die Mehrheit kein Verständnis für die Notlage, in der wir uns befinden, indem sie unter Berufung auf das Recht auch der heranwachsenden Jugend auf den vollen Besitz der Bibel zur Zeit die Herstellung einer Schulbibel ablehnte. Gegen diesen Beschluß müssen alle Freunde der Bibel, die nicht wie Vogel Strauß im Augenblicke der Gefahr den Kopf in den Busch stecken, auf das lebhafteste Widerspruch erheben

Die Herren sind in einer vollständigen Täuschung über den Stand der Bibelfrage befangen. Wenn Dr. Frick im Laufe der Verhandlungen sagte, daß der praktische Zweck im Hintergrunde stehen müsse, den vollen Segen des göttlichen Wortes für Schule und Familie zu erhalten oder wiederzuschaffen, so liegt die ganze Pointe in diesem „oder." Wir haben mit der Thatsache zu rechnen, daß die Bibel dem Volke bereits entfremdet ist, und zwar gerade dem gläubigen Teile des Volkes in den höhern wie in den niedern Schichten, wo man zur Erbauung Postillen und andre Erbauungsbücher liest, vor allem die Gesangbücher, nur nicht die Bibel, und es handelt sich darum, durch Schul- und Familienbibeln das Wort Gottes wieder einzuführen in unser Volksleben, die Mauern niederzuwerfen, die sich vor dem Verlangen nach der Bibel und vor ihrem Verständnis aufgebaut haben. Deswegen ist die Schulbibelfrage eine der allerdringendsten Aufgaben, die unsre Zeit an alle Freunde der Schule und Kirche stellt. Fragen wir den Gründen einmal nach, weswegen das der Fall ist.

Zunächst lassen sich Schul- und Familienbibel, obgleich sie nicht dasselbe bedeuten, doch nicht von einander trennen. Für eine Schulbibel ist die Entfernung der anstößigen Stellen die Hauptsache, für eine Familienbibel die Verständlichkeit. Ein frommer Familienvater wird aber eine viel größere Freudigkeit haben, seine erwachsenen Töchter zum Lesen in der Bibel aufzufordern, wenn er ihnen eine Ausgabe ohne anstößige Stellen bieten kann; anderseits werden Schulkinder leichter dazu kommen, auch zu Hause in der Bibel zu lesen, wenn alles für sie absolut Unverständliche, worunter ich bloß schwierige Stellen, die tüchtig etwas zu denken geben, nicht meine, daraus entfernt sind. Den Hauptnachdruck muß man aber auf die Schulbibel legen. Man zersplittere nur nicht die Kräfte! Bringt man gute Schulbibeln zustande, so wird sich eine davon auch schon zur Familienbibel eignen.

Nun ist diese wichtige Frage keineswegs ein Schoßkind des Liberalismus. Schon Luther spricht gewissermaßen von einer Schul- und Familienbibel, wenn er den Rat giebt, für die Anfänger im Bibellesen sich auf eine Anzahl Psalmen, Sprüche Salomonis, das Evangelium Matthäi, die Briefe an Timotheus und die erste Epistel St. Johannis zu beschränken, wenn er für die häuslichen Lektionen eine ähnliche Auswahl trifft und dann hinzusetzt:

Und wenn diese aus sind, so soll man wieder von vorn anfangen.

Eine ganze Reihe von jetzt vorliegenden Referaten ferner haben orthodoxe Verfasser; z. B. ein Synodalvortrag „von einem Freunde des „Wassers zu Siloa, das stille geht." Ein andrer Referent, einflußreicher Mitarbeiter an dem radikalsten, weil kürzesten Bibelauszug — es ist Pfarrer Heer in Betschwanden — sagt:

So bin ich denn, ich orthodoxester der glarnerischen Geistlichkeit, der ich voriges Jahr in den Verhandlungen über ein religiöses Lehrmittel für unsre glarner Schulen durch meine Unwissenheit, d. h. durch meinen naiven Bibel- und Wunderglauben, verschiednen gelehrten Leuten Mitleid und auch Aerger einflößte, offenbar in den Geruch gekommen, als ob ich im Verein mit meinen Freunden die Dignität der heiligen Schrift anzutasten unternommen hätte. Eben darum muß ich das aufrichtige Bekenntnis vorausschicken, daß ich sogar zu jenen zurückgebliebnen Geistern gehöre, für die auch Herr Professor Furrer einiges Mitleid an den Tag legt, die, trotz aller Fortschritte der Zeit und der Theologie insbesondre, nicht zu unterscheiden wissen zwischen Bibel und Gottes Wort.

Dieser Mann ist eben Hauptmitarbeiter an der „Glarner Familienbibel" gewesen. Eine Schulbibel hat der gleichfalls orthodoxe Professor Rudolf Hofmann in Leipzig verfaßt, eine andre ein Herr Karl Voelker (Verlag von Theodor Hofmann in Leipzig), die manche Vorzüge vor einem kurz vorher

erschienenen Entwurfe hat, da verschiedne mit Recht von Dr. v. Schütz in seinem vorjährigen Programm gerügte Fehler in der Bibel selbst nicht vorkommen. Ebenso hat sich Wiese in seinen Briefen über englische Erziehung für eine Schulbibel ausgesprochen, wie sie denn überhaupt von der Lehrerwelt fast einstimmig gefordert wird, was die von den verschiedensten Vereinen angenommnen Thesen bezeugen, z. B. von den Vereinen in Hamburg, Berlin und Görlitz. Als neuere Arbeiten erwähne ich noch eine Schrift vom Seminardirektor Martin in Eisleben und jenes schon genannte, 1888 erschienene Programm des Dr. von Schütz in Glückstadt, das auch Proben einer neuen Schulbibel bringt. Auch hat auf der Kösener kirchlichen Konferenz der Direktor Dr. Zange-Erfurt am 26. September einen Vortrag gehalten über das Thema: Ist eine Schulbibel zulässig und notwendig? Besonders wichtig ist endlich die Nachricht, daß Dr. Frederick Fehr, Konsistorialpräsident in Stockholm, jetzt dabei ist, eine Familienbibel nach dem Vorbilde der Glarner Bibel auszuarbeiten.

Entscheidend für die ganze Frage aber ist die Art und Weise, wie geschlechtliche Dinge namentlich im Alten Testament erörtert werden. Weil aber von den Gegnern einer Schulbibel gerade diese Hauptfrage nicht allein sehr oberflächlich behandelt, sondern auf ein Gebiet hinübergespielt wird, auf dem sie gar nicht liegt, ist es notwendig, genauer auf sie einzugehn. Die Freunde einer Schulbibel sagen mit Recht, es sei unbegreiflich, daß „man der Jugend beiderlei Geschlechts, die man doch sonst sorgfältig vor aller anstößigen und unpassenden Lektüre zu bewahren suche, ohne Bedenken die Bibel in die Hand gebe, die doch, namentlich was das Alte Testament betrifft, nie zum Schulbuch bestimmt gewesen sei." Dieses gewichtige Bedenken glauben die Gegner nun durch zwei kritiklos angewandte Redensarten entkräften zu können: Dem Reinen ist alles rein, und: Die Schrift nennt die Sünde bei dem rechten Namen. Wenn nun in Folgendem nachgewiesen wird, daß diese Meinung irrtümlich ist, so soll damit der Wert der heiligen Schrift durchaus nicht herabgesetzt werden. Ein tieferes Verständnis lehrt vielmehr, daß selbst viele sogenannte Skandala, wenn auch nicht, wie die Alexandriner meinten oder vorgaben, wichtige Geheimnisse offenbaren, so doch einen bestimmten, freilich oft nur untergeordneten Platz in der Oekonomie der heiligen Schrift einnehmen. Hier handelt es sich aber um den verderblichen Einfluß, den nicht allein in moralischer, sondern auch in religiöser Beziehung solche Stellen auf Herz und Gemüt der Kinder und Unerfahrenen haben. Verstehen wir uns recht. Die Sünden wider das sechste Gebot sollen in keiner Weise vertuscht oder bemäntelt werden, und bei Stellen, die dies Gebot behandeln, kann höchstens von einer Milderung des Ausdrucks die Rede sein. So fällt es keinem Verfasser einer Schulbibel ein, wie sich das voreilige Gegner mitunter einbilden, die Geschichten von Joseph und der Potiphar oder von David und Uria zu unterdrücken. Anders liegt dagegen die Sache schon bei Römer 1, 26. 27. Hier wird die Sünde allerdings beim rechten Namen genannt. Wenn aber Paulus den römischen Lasterhöhlen gegenüber so schreiben mußte, soll denn unsre Schuljugend beiderlei Geschlechts gerade durch die Bibel darauf aufmerksam gemacht werden, daß es solche unnatürliche Wollust überhaupt giebt? Es ist zu bedauern, daß Hofmann und Voelker diese Stelle haben stehen lassen, ungeachtet man sie auslassen könnte, ohne die Verszahl zu ändern. Was aber das Alte Testament betrifft, so liegt der Anstoß am wenigsten darin, daß die Schrift die Sünde beim rechten Namen nennt, denn die vorkommenden Fälle sind sehr verschiedner Art. Untersuchen wir die Sache darum erst etwas näher.

Die orientalische Poesie konnte andre Bilder vortragen als die unsrige, wie es das sonst gerade ein Lob der bräutlichen Reinheit singende Hohelied, das den Götzendienst strafende dreiundzwanzigste Kapitel des Ezechiel und das entsprechende siebzehnte Kapitel in der Offenbarung Johannis zeigen. Dann herrscht bekanntlich auf dem Gebiete des alten Bundes eine Ansicht über Ehe und geschlechtliche Verhältnisse, die eine noch recht unvollkommne Vorstufe des Christentums ist, mit der unsre Jugend nicht als mit einer damals erlaubten Einrichtung bekannt gemacht werden sollte. Nicht allein, daß Nebenfrauen

und Kebsweiber sozusagen eine nationale Einrichtung sind; es wird im achtunddreißigsten Kapitel der Genesis an dem Juda nicht getadelt, daß er sich gegen Bezahlung mit einem Weibsbilde zu thun macht, sondern nur daß es, freilich ohne sein Wissen, die für seinen Sohn bestimmte Braut ist. Hier wird also die Sünde gerade nicht beim rechten Namen genannt. Endlich kommen Stellen vor, an die ein moralischer Maßstab gar nicht angelegt werden darf, so schlimm sie auch sind, weil sie in einen etymologischen Zusammenhang hineingehören und die Verhältnisse der Völker zu einander bildlich erklären sollen, wie Lot und seine Töchter oder Noah und Ham. Den Primanern eines Gymnasiums oder einer Realschule kann der Lehrer wohl die Erklärung solcher Stellen geben, wiewohl es auch da keine leichte Aufgabe ist; nie und nimmer ist das aber in einer Volksschule möglich, nicht einmal in einer Oberknabenklasse; dazu fehlen alle Voraussetzungen, und zwar nicht allein nur auf Seiten der Schüler. Wie soll mans denn anfangen? Alles ist mit solchen Stellen und Abschnitten durchsetzt! In Abrahams Geschichte fällt abgesehn von den Episoden mit Pharao und Abimelech die mehrfach anstößige Erzählung von Lot hinein, Jakobs Geschichte hat den Anfang mit der Dina, und sogar die herrliche Josephgeschichte hat in jenem achtunddreißigsten Kapitel ihren Pfahl im Fleisch. Solche Stellen aber zu überschlagen ist auch bekanntlich ein schlechter Rat, weil es dann erst recht gelesen wird. Man läßt also die Bibel so viel wie möglich beiseite und begnügt sich mit der biblischen Geschichte. Damit ist aber der Schaden durchaus nicht abgewandt. Ja, wir Prediger erfahren es oft gar nicht, wie schlimm es steht, und bewegen uns immer noch viel zu sehr in Illusionen. Während meiner Lehrerzeit habe ich das Schul- und Volksleben viel gründlicher kennen gelernt als jetzt; daher weiß ich, daß in vielen Stadtschulen, aber leider auch oft auf dem Lande förmliche Verzeichnisse der anstößigen Stellen sich von einer Generation auf die andre forterben, wonach jene Stellen mit Behagen von den Kindern gelesen werden.

Wenn nun die Gegner einer Schulbibel sagen, daß gerade diese das Verlangen wecken werde, die anstößigen Stellen zu Hause nachzulesen, so ist diese Besorgnis unbegründet. Denn die Gefahr liegt eben nur darin, daß die Bibel in der Schule immer zur Hand ist.

Nun ist aber der moralische Schade, der auf diese Weise angerichtet wird, vielleicht noch der geringere. Es kommt ja viel darauf an, was für ein Geist in einer Schule herrscht. Wird der Unterricht mit dem rechten religiösen Ernst erteilt, nimmt er das ganze Interesse in allen Disziplinen in Anspruch, so mag er über manche Schwierigkeit hinweghelfen, und die Gefahr für die Moral mag nicht so groß sein. Viel größer ist aber die Schädigung des religiösen Bewußtseins, der Schade, der im kindlichen Gemüt durch Mißachtung der Bibel angerichtet wird; und dieser wird um so größer sein, je mehr die alte wissenschaftlich längst überwundne Inspirationstheorie zu Grunde gelegt und je weniger ein Unterschied zwischen Altem und Neuem Testament gemacht wird. Wer nimmt denn den armen Kindern den Stein des Anstoßes aus dem Wege, daß in dem Buche, das ihnen von Gott gegeben ist, um ihnen den Weg zur Seligkeit zu zeigen, die allerunanständigsten Dinge zu lesen sind, bei deren Lektüre sie errötend die Augen niederschlagen müssen, wenn das Schamgefühl nicht bereits ertötet ist? Dieser religiöse Schade ist noch viel schwerer heilbar als der moralische.

Zu dem in religiöser Beziehung Anstößigen gehören übrigens auch die Grausamkeiten, die als im Namen Gottes verübt oder von Männern Gottes erzählt werden, wenn z. B. Samuel im Namen Gottes den Amalekiterfürsten Agag in Stücke haut und David, der Mann nach dem Herzen Gottes, Tausende von Ammonitern nach erfochtnem Siege zu Tode martern läßt. Hier wird das mangelnde Verständnis leicht zum schweren Anstoß. Was verstehen Kinder und einfache Leute von der stufenweisen Entwicklung des Gottesbegriffes oder den verschiednen Stufen der Offenbarung? Sie kennen und sollen kennen nur den Vater des Herrn Jesu Christi, welcher der rechte Vater ist über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden; sie müssen durch solche Erzählungen schon bei einem geringen Grade von Nachdenken in ihrem Gottesglauben irre gemacht werden. Wenn dessenungeachtet die Bibel immer noch als Schulbuch festgehalten wird, so kann man nicht umhin, an Matthäus 18, 6 in Verbindung mit Lukas 23, 34 zu denken, obwohl ich sehr gut weiß, daß es Gegner einer Schulbibel giebt, die alle jene Schäden doch noch für das kleinere Uebel halten und, in ihrem Gewissen sich gebunden fühlend, gegen eine Schulbibel stimmen.

Die Anstoßfrage genügte allein schon, um die Herstellung einer Schul- und Familienbibel als ein unabweisbares Bedürfnis nachzuweisen. Nun kommt aber noch ein andrer gewichtiger Grund hinzu. Es wird von allen Seiten darüber geklagt, daß der Gebrauch, der in allen Schichten des Volkes von der Bibel gemacht wird, in umgekehrtem Verhältnis steht zu dem Eifer, mit dem die Bibelgesellschaften sie verbreiten. Auch die Gläubigen, welche die Bibel hochhalten, lesen, wie gesagt, doch lieber im Gesangbuch oder in andern Erbauungsbüchern. Diese betrübende Erscheinung — von den Ungläubigen sehen wir hier ganz ab — kommt daher, daß einesteils wegen Mangels einer Schulbibel die liebe Schuljugend nicht genügend mit der Bibel bekannt gemacht werden kann, daß aber anderseits so viele Ausdrücke, Stellen und größere Abschnitte in der Bibel stehen, die durchaus über das Verständnis nicht bloß der Durchschnittskonfirmanden hinausgehen.

Die Bibel ist gewissermaßen ein Gewebe. Die Kette zeigt uns in einer jedem Menschenkinde verständlichen Weise in leuchtenden Zügen Gottes Herrlichkeit und alles, wovon des Menschenherzens innerster Halt und Trost abhängt, der Einschlag aber, der in diese Kette hineingewebt ist, besteht mehr oder weniger aus Hieroglyphen. Das liegt zunächst schon an der dem jetzigen Geschlecht fremdartig klingenden und darum unverständlichen altertümlichen Ausdrucksweise (vergl. die Konferenz in Halle) und der recht beträchtlichen Zahl von Uebersetzungsfehlern, die den Sinn häufig bis zur Unkenntlichkeit entstellen, wenn nicht gar — namentlich im Alten Testament und besonders wieder in den Propheten — ins Gegenteil verkehren. Leider hat die Bibelrevisionskommission doch mehr die Gewohnheit als die Wahrheit zu ihrem Prinzip gemacht; anderseits konnte eine bloße Uebersetzungskommission unmöglich in der Verdeutlichung soweit gehen wie eine Schulbibel. Freilich, um das hier einzuschalten, wenn man es macht wie Hofmann und Voelker, daß man die bekannte, das Gegenteil des wirklichen Sinnes ausdrückende Uebersetzung von Hiob 19, 26 („Und werde darnach mit dieser meiner Haut umgeben werden"), auf die der in dem schleswig-holsteinischen neuen Gesangbuch richtig geänderte fünfte Vers von „Jesus meine Zuversicht" gebaut ist, ruhig stehen läßt, dann hilft eine Schulbibel auch nicht viel.

Ferner giebt es sehr viele Stellen, die auch nach ihrem ursprünglichen richtigen Sinne durchaus über das Verständnis von Kindern und einfachen Leuten hinausgehen, deswegen aber auch abseits von dem eigentlichen Heilswege liegen oder ihn sogar gefährden. Zu letztern gehören keineswegs die bloß geschlechtlich anstößigen Stellen. Das Alte Testament beschränkt bekanntlich das Heil so sehr auf den Besitz des gelobten Landes, wie es ja auch die Verheißung zum vierten Gebot zeigt, daß für die individuelle Unsterblichkeit wenig Raum bleibt. Nun will ich nicht sagen, daß der Prediger Salomo diese geradezu leugnet; denn das Gericht, von dem da geredet wird, ist nicht ausschließlich auf das Diesseits zu beziehn. Einzelne aus dem Zusammenhang herausgerissene Stellen aber sind im höchsten Grade bedenklich; Stellen wie 3, 19 „Denn es gehet dem Menschen wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch," und 11, 3 „Wenn der Baum fällt, auf welchen Ort er fällt, da wird er liegen" werden von den Leugnern der Unsterblichkeit geradezu als Beweisstellen angeführt. Die Offenbarung Johannis ist gewissermaßen die Kehrseite des Prediger Salomo oder das Gegenstück dazu; in vielen Stellen eine unversiegbare Quelle des Trostes für ein Christengemüt; aber in Christenköpfen haben manche ihrer Kapitel große Verwirrung angestiftet, und auch abgesehn von Kapitel 17 ist es nicht möglich, sie Schulkindern verständlich zu machen. Ich gebe indessen

zu, daß diese Partien der Offenbarung sowie andres Schwerverständliche aus dem Neuen Testament, wozu etwa Römer 9—11 zu rechnen wäre, dem häufigeren Gebrauch der Bibel nicht sehr hinderlich sein würden, weil sie einen im Verhältnis zum Ganzen geringen Raum einnehmen, und daß es deswegen eine offne Frage bleibt, ob sie in eine Schul- und Familienbibel mit aufzunehmen sind. Anders steht aber die Sache im Alten Testament. Vergessen wir doch nicht, daß dies in erster Linie für das Volk Israel bestimmt war. Nun ist es freilich gerade nach dieser Seite hin für uns von ganz unschätzbarem Wert, um uns zu zeigen, daß die Religion nicht, wie es nach dem neuen Bunde scheinen könnte, etwas rein Individuelles, sondern auch Sache des ganzen Volkes und bestimmt ist, das ganze Volksleben zu durchdringen. Aber die große Masse des für uns Bedeutungslosen und Unverständlichen baut sich wie eine Mauer auf, die den Zugang zu dem erbaulichen Teil des Alten Testaments verwehrt. Alle die unzähligen gottesdienstlichen Vorschriften und bürgerlichen Gesetze in Leviticus und Numeri, alle die Einzelheiten des Zuges durch die Wüste, und ganz besonders alle die auf ganz spezielle geschichtliche Verhältnisse sich beziehenden und darum oft selbst für den Gelehrten schwer zu deutenden Prophetenstellen blicken Kinder und einfältige Christen so fremdartig an, daß sie darüber mit dem Gesetz und den Propheten überhaupt nichts anzufangen wissen. Auf die Hälfte verkürzt würden beide nicht allein lesbar, sondern von unberechenbarem Wert für das christliche Volksleben werden. Ohne mich hier auf Einzelheiten weiter einzulassen, will ich nur erwähnen, daß die Bearbeitung der Propheten in der Glarner Familienbibel eine ganz hervorragende Leistung ist.*)

Diesem Nachweise von der Notwendigkeit einer Schulbibel wird noch ein zweiter Artikel über die an eine Schul- und Familienbibel zu stellenden Anforderungen folgen, der noch manche Haupteinwendungen wird berücksichtigen können. W G

Karl Geroks letzte Stunden

Am 14. Januar ist Karl Gerok heimgegangen; noch um ein Kleines, so hätten ihn die Glückwünsche aus Nah und Fern an die Vollendung des fünfundsiebzigsten Lebensjahres erinnert. Am 5. Januar, demselben Sonntag, an dessen Vormittag er seine letzte Predigt gehalten hat, machte er nachmittags mit den Seinigen den gewohnten Gang auf eine der Höhen um Stuttgart. Am wolkenlosen Himmel sank die Sonne; still verglühte ihre Pracht hinter dem Bergwald im Westen. Er stand, wie traumverloren, im Anschauen des Sonnenunterganges und brach dann in die Worte aus: So stirbt ein Held! Es war das letztemal gewesen, daß die Seinigen ihn auf solchem Gange begleiten durften. Wer von uns hätte geahnt, daß auch ihm so bald der Sonnenuntergang beschieden wäre!

Ihn nach allem, was er gewesen und gewirkt, den Lesern vorzuführen, das ist nicht das Recht und steht jedenfalls nicht in der Macht des Sohnes. Aber vielleicht ist es manchem, der ihn lieb gewonnen hat, ein wehmütiger Genuß, aus den letzten Wochen und Stunden des seltnen Mannes etwas zu hören und sich zu überzeugen, daß er bis zum letzten Atemzuge blieb, was er im Leben gewesen ist, sein bekanntes Geständnis bewährend:

> Doch daß ich auch als Christ ein Mensch geblieben,
> Der keck, was menschlich, faßte ins Gesicht,
> Ein Mensch im Dulden, Glauben, Hoffen, Lieben:
> — Es reut mich nicht.

So rüstig und unermüdet, wie im letzten Vierteljahr, war er uns schon lange nicht mehr erschienen. Neben den regelmäßigen, gerade im Herbst durch die fast täglichen Sitzungen des Synodus (des durch die sechs Generalsuperintendenten verstärkten Konsistoriums) stark vermehrten Geschäften trat an ihn so manche außerordentliche Anforderung heran. Kaum vom Grabe eines lieben Schwagers in Heilbronn heimgekehrt, rief ihn der Tod eines seiner innigsten Freunde, seines Promotionsgenossen Kanzlers von Rümelin, auf den Kirchhof nach Tübingen. Hatte er eben erst bei der Einweihung der Brenzkirche in Weil der Stadt sein letztes im Dienste Gustav Adolfs gesungnes Festgedicht vorgetragen, so führte ihn sein Beruf als Vorstand der Kommission für die Erziehungshäuser nach Bönnigheim zur Eröffnung einer Taubstummenanstalt, über der er die Weiherede sprach.

Die Weihnachtszeit kam heran, für ihn wie alljährlich am Thomastage eröffnet durch die Bescherung des Diakonissenhauses, dessen Vorstand er vor zehn Jahren nach Kapffs Tode geworden war. Wie freundlich verkehrte er dabei an den Gabentischen, von Platz zu Platz schreitend, mit den Schwestern, deren eine so bald ihm die letzte Pflege widmen sollte! Tags darauf, am vierten Advent, waren die hier verheirateten Kinder mit der stattlichen Zahl der Enkel zur Christbescherung im großelterlichen Hause geladen. Er selber zündete den Baum an, um dann wie er es einst mit den Kindern gehalten, die Enkel in Reih und Glied zu stellen und ihr Lied sprechen zu lassen. Es war diesmal des Großvaters Gedicht: „O heiliger Abend mit Sternen besät.“

Uns Kindern war zur größten Freude die eben fertig gewordne, mit vielen einzelnen Zügen da und dort vermehrte neue Auflage der „Jugenderinnerungen“ unter den Baum gelegt; aber auch die Enkel hatten bis zum Zehnjährigen herab Gedichtbände des Großvaters erhalten, in die er jedem noch mit seiner schönen, kräftigen und deutlichen Handschrift die Widmung eintrug. Dem Schreiber dieses wird es unvergeßlich bleiben, was der Vater, der am vierten Advent nicht gepredigt, sondern in der Kirche des Sohnes sein gewohntes, still verborgnes Plätzchen bei der Orgel eingenommen hatte, diesem zu Nutz und Frommen über seine Predigt sagte; es war sonst nicht des Vaters Art, darüber viel zu sprechen.

Die eigne Weihnachtsfeier im engern Kreise der Hausgenossen (außer der Mutter noch zwei Töchter und zwei Söhne, beide Juristen) bot diesen einen Schatz köstlicher Erinnerungen, bei denen sich ihnen der Vater, zumal seinem Augapfel, der jüngsten Tochter, noch einmal in seiner ganzen zarten, dabei so innigen, schalkhaften Art zeigte. Die Treue im Kleinen und die Liebe zum Kleinen, die im Leben eine besonders deutliche Eigenschaft Geroks war, die so mannichfach aus seinen Gedichten hervorleuchtet, findet auch in der Weihnachtspredigt, der drittletzten, die er gehalten, noch einen so bezeichnenden Ausdruck. In dieser Predigt, deren erster Teil ausführt, wie durch die Geburt des Heilands eine heilige Familie sich sammeln soll in jedem Christenhause, werden zunächst die Hirten gedeutet auf Knecht und Magd als Familiengenossen bei der Freude des Hauses. Dann wird fortgefahren:

> Noch eins, meine Lieben, und ich bitte, lächelt nicht darüber! Wie die alten Maler die heilige Familie malen im Stall zu Bethlehem, so vergessen sie nicht im dunkeln Hintergrund das Eselein und das Rind, auf die auch ein Wiederschein fällt von dem wunderbaren Licht. Dürfte uns das nicht eine Mahnung sein am großen Liebesfeste der Christenheit: Vergesset auch nicht eure vernunftlosen Hausgenossen; erbarmt euch auch der seufzenden Kreatur.

Daran erkennt man den, der des „Fuhrmanns Rossen“ ein Lied gewidmet, der auch die „Rose im Staub“ unter den „Blumen am Wege“ besungen, der zu Grindelwald im Blick aufs Wetterhorn das „blühende Kartoffelkraut“ feierte. Wir Kinder denken dabei an die rührende Anhänglichkeit, mit der das einzige Haustier, der Kanarienvogel, bei jeder Mahlzeit mit aus des Vaters Teller aß und auf seiner Schulter saß, an die zarte Rücksicht, die er den Dienenden im Hause entgegenbrachte, an die Freude, als er hörte, daß die alte Sarah, die ihn im großelterlichen Hause zu Ofterdingen als Kind einst gehütet, noch lebe und ihm, hoch über 90, aufs Frühjahr einen Besuch zugedacht habe.

Noch in den letzten Dezembertagen entschloß er sich auf jahrelanges Drängen, eine Sammlung Kasualreden herauszugeben. Und trotz der geschäftevollen Festzeit fanden wir in seinem wohlgeordneten Schreibtisch schon einzelne augenscheinlich hierfür bestimmte Reden abgesondert. Seine von Donndorf gefertigte Büste, die das feine Gesicht bis auf die kleinsten Linien, den von Silberlocken umspielten Kopf aufs treuste wiedergiebt, wurde gerade auf Weihnachten noch vollendet.

Die Influenza trat über die Feiertage immer heftiger in

*) Vgl. deren Anzeige in Jahrg. 1887, Nr. 8 d. Bl.

Stuttgart auf. Besorgt sagte eines Morgens die Mutter zu ihm: Du wirst uns doch nicht krank werden! Der Blick bleibt ihr unvergeßlich, mit dem der Vater antwortete: Wie Gott will, ich fürchte mich nicht.

So kam das Neujahr heran mit dem denkwürdigen Text seiner Predigt Joh. 9, 4: Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Und wie ernst, aber auch wie mutig blickt er in dieser Predigt der eignen heraufziehenden Nacht entgegen!

Noch einmal dann bestieg er am Sonntag nach Neujahr die Kanzel der Schloßkirche, um die er 21 Jahre lang eine treue Gemeinde gesammelt, nachdem er im ganzen seit vierzig Jahren ununterbrochen in Stuttgart im Predigtamte gestanden. Seiner festen Gewohnheit, am Freitag Abend die Disposition der Sonntagspredigt bis auf die Unterteile fertig zu Papier zu bringen, blieb er bis ans Ende getreu. Auch diese letzte Predigt über das Evangelium des württembergischen zweiten Jahrgangs der Perikopen, Joh. 12, 44—50, fand sich, als sie zum Druck begehrt wurde, wie alles, was er schrieb, bis aufs Pünktchen vollständig, deutlich geschrieben vor. Das war wieder ganz er, der an diesem sonnenhellen Sonntag anhub:

Wie froh sind wir an einem freundlichen Sonnenblick in dieser düstern Winterszeit! . . Wie wohl thut es da, wenn einmal auf eine Stunde der Himmel sich lichtet und ein goldner Sonnenstreif fällt herab und sagt uns: die Sonne steht noch am Himmel, die Tage nehmen allmählich wieder zu, und in weiter Ferne kündet der Frühling sich an*).

So pflegte er von Weihnachten an zu scherzen über die bedeutende Zunahme des Tages, die man schon wahrnehme; so war es am letzten Abend, den er, schon totkrank, erlebte, uns gar wehmütig, wie er sagte: Es scheint ein schöner, warmer Tag heut gewesen zu sein.

Sein letzter Krankenbesuch galt dem schwerleidenden Amtsbruder, Stadtpfarrer Lauxmann, der ihm so bald in die Ewigkeit nachgefolgt ist. Am Morgen des Erscheinungsfestes saß er als Zuhörer in der Schloßkirche, nachmittags ließ er es sich nicht nehmen, dem Leichenbegängnis des Kommerzienrats Fetzer anzuwohnen.

„Mir ists wie eine Ahnung, daß ich das Jahr nicht durchlebe," hatte er zum Präsidenten des Konsistoriums gesagt, dessen Sitzung am siebenten Januar er geistesfrisch bis zu ihrem späten Schluß anwohnte. Und als es sich darum handelte, einen drängenden Gegenstand in außerordentlicher Sitzung zu erledigen, beantragte er selber eine Abendsitzung noch am selben Tage, da, wie er sagte, jetzt noch alle Mitglieder gesund seien, man wisse nicht wie lange. Zum letztenmale wurde auch an diesem Abend, wie es Sitte war, nach dem Abendessen im Familienkreise vorgelesen; es war der Abschluß einer Novelle von Raabe. Er, der schon als Kind der beliebte Erzähler der Geschwister gewesen war, dessen Briefe aus der Studentenzeit später von den jüngern Schwestern im Hofe vorm elterlichen Hause einem größern andächtig lauschenden Kreise aus der Nachbarschaft — natürlich ohne Wissen und sehr gegen den Willen des Schreibers — vorgelesen zu werden pflegten, spricht ja auch in seinen Jugenderinnerungen diesem Vorlesen nach dem Abendessen so warm das Wort.

So kam der achte Januar, sein letzter Arbeitstag, an dem er den beiden vierzehnjährigen Töchtern der Frau Herzogin Wera noch die wöchentliche Religionsstunde erteilte. Wie mancher Stuttgarter hat uns nachher ergriffen davon erzählt, daß er den rüstigen alten Herrn an diesem Tage noch durch die Straßen schreiten sah, aufrechter Gestalt, elastischen Ganges, den Kragen des Ueberrocks nach seiner Gewohnheit aufgeschlagen und jeden Gruß unterwegs ebenso freundlich oder achtungsvoll erwiedernd, wie er ihm gegönnt wurde. Nach am Abend kurz vor acht Uhr trat er seinen allabendlichen Gang an, um in den Lesezimmern des Museums ein halbes Stündchen zu verweilen, dann im Freundeskreise, dem sogenannten „Kränzchen," dem z. B. auch Kanzler von Rümelin angehört hatte, anderthalb Stunden, wie dies für den Mittwoch Abend gewissenhaft von ihm eingehaltne Regel war, zu verweilen.

Noch einmal stand er am 9. Januar morgens, als es ihn, wie er sagte, „schon gepackt hatte," zur gewohnten Zeit auf, um das Gedicht auf die eben heimgegangene Kaiserin Augusta, das er tags vorher begonnen, fertig zu schreiben; es fehlten noch die zwei letzten Strophen:

Und doch, du hieltst im segensreichen Walten,
Als tapfre Frau treu bis zum Ende aus.
Hinsank der Leib; der Geist hat standgehalten,
Wies Pflicht und Brauch im Hohenzollernhaus:
Bis du die greise Heldentafelrunde
Zum letztenmal an deinem Tisch begrüßt,
Zum letztenmal dem frommen Schwesternbunde
Den ernsten Dienst mit holdem Wort versüßt.

Die Glocken tönen. Zeuch denn hin im Frieden,
Das Banner mit dem roten Kreuz voran;
Barmherzigkeit sei ewig dir beschieden,
Dieweil du hier Barmherzigkeit gethan.
Zeuch hin und melde den verklärten Lieben,
Daß ihrer fromm ein dankbar Volk gedenkt,
Und daß das Reich bis hieher stark geblieben,
Vom Enkel fest wie einst vom Ahn gelenkt.

Damit hatte er seiner Kaiserin auch den letzten Dichtergruß nachgesandt, wie er als seine letzte amtliche Arbeit das Kirchengebet auf ihren Heimgang für alle evangelischen Kirchen Württembergs verfaßt hatte. Sobald er die letzte Zeile des Gedichtes geschrieben, legte er sich, anfangs leicht, doch schon nach zwei Tagen war die Beihilfe einer Diakonissin nötig. Es kam eine Schwester, die, wie sie uns nachher erzählte, durch die Weiherede des Vaters an einem Jahresfeste des Diakonissenhauses für ihren Beruf gewonnen wurde. Seine letzten Zeilen schrieb er vom Bett aus am Samstag: eine Karte ins königliche Kabinett, die morgige Predigt zu halten sei ihm wegen Krankheit unmöglich, ein Brieflein in das Diakonissenhaus, man möge die festgesetzte Sitzung ohne ihn halten.

Als am Sonntag früh mein Bruder, der Arzt, die Beiziehung eines weitern Arztes anregte, fragte er: Steht es so mit mir? Neben der fortschreitenden Lungenentzündung stellte sich Herzschwäche ein; diese nahm, trotz scheinbarer Besserung am Abend, zu; am Montag ließ er sich das Kruzifix vor Augen stellen; auf den Trost aus Gottes Wort, der ihm dargeboten wurde, sprach immer er selber das Amen. Was er damals gelitten, das zeigte uns sein Wort: „Jeder Mensch kann ein Maß von Schmerzen aushalten, darüber hinaus nicht." Und was er seit Jahren an Schmerzen still getragen hat, das wußten auch seine nächsten Freunde nicht! Die abendliche Beratung der Aerzte ließ noch höchstens 24 Stunden Frist erwarten. So blieben wir die Nacht durch beisammen; ein Beruhigungsmittel verschaffte ihm erträglichen Schlummer von 9½ bis 11½ Uhr. In seinem Studirzimmer saßen wir, Erinnerungen austauschend. Wie feierlich wars in diesem seinen Heiligtum! Sein alter Freund, der Schreibtisch schien uns die Schlußworte des Liedes zuzurufen, in dem er ihn in der Art von Mörikes „Turmhahn" besungen hat:

Doch ob wir Beide aus den Fugen gehn,
Du wirst nach mir noch auf den Füßen stehn;
Dann, bis man einst auch dich zu Asche brennt,
Verkünd es als bescheidnes Monument:
„Hier hat ein Mensch gedacht, gefühlt, gestrebt,
Geträumt, geirrt, gelitten und gelebt!"

Und über dem Schreibtisch ein dorngekrönter Christuskopf in Gipsrelief, den er sich von uns Kindern vor 21 Jahren zur silbernen Hochzeit gewünscht hatte; in der nächsten Ecke die Büste Schleiermachers, von dem er am meisten angeregt worden zu sein mir noch im Herbst sagte, als von der Ritschlschen Theologie die Rede war; in der dritten Ecke die Büste Goethes und auf dem weißen Thonofen die massige Lutherbüste Donndorfs. Kurz vor zwölf Uhr sammelten wir uns alle um sein Bett, da er erwacht war mit den Worten: „Wie schön, ach wie schön!" Und nun hielt er mit uns den denkwürdigen Gottesdienst, der gleichsam eingeläutet wurde durch das um zwölf Uhr vom nahen Stiftskirchenturme zu uns hereintönende „silberne Glöcklein," dessen Sage er besungen hat.

*) Die drei letzten Predigten Geroks vom Christfest, Neujahr und Sonntag nach Neujahr sind bei Krabbe in Stuttgart erschienen: Vor Feierabend. Karl Geroks letzte Predigten. 39 S.; 50 Pf.

„Mir war menschlich bange vor dieser Nacht, hub er an, und nun ist lauter Licht und Freude. Alles vergeht, nur die Tröstungen des göttlichen Worts halten stand".

Darauf reihte sich, Perlen gleich, ein köstlicher Bibelspruch, vermischt mit Liederversen, an den andern. Vom Bekenntnis menschlicher Sünde und Schwachheit ruhte er aus in dem Worte: Gott ist die Liebe! Ueber Leiden und Schmerzen erhob er sich zu dem Lobgesang: Tod, wo ist dein Stachel? Lobe den Herrn, meine Seele! Wie als Thema wiederholte er die Worte: Fest im Glauben, eins in der Liebe, selig im Hoffen, um dann diese letzte Predigt zu schließen mit den Paulusworten: Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes in Christo Jesu; leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Er ließ sich die Worte der Absolution vorsprechen und verlangte dann mit uns allen noch das Abendmahl zu feiern, nach dessen Empfang er das Lied, das „kindlich fromme" Lied, wie er es noch nannte, sprach: Jesu, geh voran.

Nun war er stark genug zum Abschied von den Seinigen. „Lebe wohl, geliebtes Weib, wir sind lange beisammen gewesen in Freud und Leid; es war schön, ich danke dir; die irdische Liebe war uns verklärt durch die himmlische".

Um Verzeihung bittend, wenn er aus menschlicher Schwachheit geirrt oder gefehlt habe, reichte er den Kindern allen die Hand und ließ diesen Abschied ausklingen in sein Schwanenlied:

Lebt wohl, ihr meine Lieben,
Auch du, mein jüngstes Kind!
Gern wär ich noch geblieben,
Bis alle glücklich sind!

Doch laß ich euch geborgen
In eines Vaters Hut,
Der besser weiß zu sorgen,
Als menschlich Lieben thut.

Ob es nicht das Zeichen eines Dichters von Gottes Gnaden ist, daß ihm noch auf dem Sterbebette die Abschiedsworte zum Vers sich fügten? Ob er nicht sich wie uns die schmerzende Wunde aufs beste linderte mit dem Oel des Gesanges?*)

So war es drei Uhr geworden. Unter Dankesworten für die Aerzte verlangte er auf die geistliche auch etwas leibliche Erquickung. Und wie er bis daher gern jedes Schriftwort mit einem dreimaligen Amen bekräftigte, so mag es ihn, der alles mit Danksagung empfing und auch im Irdischen die Spuren Gottes fand, lieblich kennzeichnen, daß er noch den kühlenden Trank mit einem „Amen" hinnahm.

Nach wenigen Stunden der Ruhe erwachte er zu einem neuen Morgen. Nach einem innigen Abschiedsgruß für seinen Amtsbruder an der Schloßkirche sagte er zur Diakonissin: „Ich meinte, in den seligen Stunden der Nacht heimgehen zu dürfen, aber nun heißt es wieder kämpfen und streiten," und fügte als Grund dafür den Vers bei:

Nur bin ich sündig,
Der Erde noch geneigt,
Das hat mir bündig
Dein heilger Geist gezeigt;
Ich bin noch nicht genug gereinigt,
Noch nicht ganz innig mit Gott vereinigt.

Noch ein langer Vormittag des schwersten, mühsamsten Atmens, gleichsam als sollte der Mann, der uns immer ein so leuchtendes, beschämendes Vorbild geduldigen Wartens im Leben gewesen, die letzte Geduldsprobe uns voran auch noch im Sterben bewähren dürfen — bis mittags $1^1/_2$ Uhr drei unbeschreiblich sanfte, tiefe Atemzüge den Kampf endeten und es stille ward im Sterbezimmer. —

Das war Karl Geroks Heimgang. Sein Alter war wie seine Jugend, und sein Sterben war wie sein Leben. Hat er einst gesungen:

*) Wie war uns zu Mute, als wir in den letzten Papieren des Vaters den unvollendeten Entwurf eines Liedes „Fahre wohl" fanden, unter dessen wenigen ausgeführten Versen eben der obige steht! Ob das Lied wohl im Zusammenhang mit der Neujahrspredigt oder mit dem Abschieds-Gruß an Kaiserin Augusta entstand? Es gehört zum Ergreifendsten was er gesungen hat.

Bin ich keine Kriegsdrommete,
Der die Mauer Jerichos springt:
Brauch mich nur als Hirtenflöte,
Die auf Bethlems Flur verklingt, —

so ist das bis zum letzten Augenblick seine Art geblieben.

An seinem Grabe wurde gesagt, er hätte wohl auch auf andern Gebieten die Palme erringen können; was er, ohne jede Anleitung, gezeichnet und gemalt hat von Kind auf, weist allerdings auf bedeutende Begabung nach dieser Seite; auf seinem Schreibtisch fanden wir, spielend von seiner Hand aus Wachs geknetet, einen wohlgelungnen Goethekopf. Er selber hat bescheidner von sich gedacht, wenn er einmal sagte, er glaube, daß er auch eine gute Hausmagd gegeben hätte.

Doch genug! Manche Hand wird sein Bild jetzt zeichnen, manches Auge ihm wehmütig nachblicken; wir, die Seinen, rufen mit seinen eignen Worten ihm nach:

Fahr wohl, fahr wohl; es werden vor dem Jammer
Die Seelen der Gerechten weggerafft!

Gott hat es wohlgemacht, daß er den Prediger des Friedens zum ewigen Frieden heimrief, ehe neue Stürme heraufziehen, in denen nun ein jüngeres Geschlecht seinen Mann stellen mag.

Gustav Gerok

Volksbühne und Nationaltheater

Uebersicht: 1. Herrigs und Devrients Lutherfestspiel; 2. Unser heutiges Theater; 3. Die Reformvorschläge; 4. Die Bedenken

1. Herrigs und Devrients Lutherfestspiel

Zwei erfolgreiche Versuche, Luther und sein Werk dramatisch zu gestalten, verdanken wir den Anregungen des Lutherjahres 1883: einmal das im Herbste jenes Jahres von Bürgern und Studenten Jenas dargestellte Lutherfestspiel Otto Devrients und zum andern das „kirchliche" Festspiel Hans Herrigs, das damals den Hauptschmuck der Lutherfeier im alten Worms bildete. Ein späteres, lediglich durch seine äußerlichen Schicksale interessantes Festspiel A. Trümpelmanns hat mit Fug und Recht nirgends festen Fuß gefaßt, sodaß wir über diesen dritten Versuch rasch hinweggleiten können.

Wir wissen, Devrient und Herrig waren die ersten nicht, die an dieses gewaltige Problem sich gewagt haben, vielmehr lassen sich Dramen, welche die volkstümliche Gestalt des großen Wittenbergers in den Mittelpunkt stellten, in nicht geringer Zahl schon aus den Tagen der Reformation selbst nachweisen. Ja, der Umfang der direkt an Luthers Werk anknüpfenden dramatischen Litteratur ist sogar weit größer, als man gemeinhin annimmt, und es ist das Verdienst einer lehrreichen, vom Verein für Reformationsgeschichte veröffentlichten Schrift H. Holsteins, daß sie einmal den ganzen Reichtum dramatischer Reformationslitteratur des sechzehnten Jahrhunderts gesammelt hat.*) Und es konnte das wohl auch nicht gut anders sein angesichts einer Bewegung, die das Volksgemüt in den tiefsten Tiefen aufwühlte und alles in Frage stellte, sobald es Ernst wurde mit dem Worte Gottes, das Luther verkündete. Da durfte in der Litteratur, die an des kühnen Neuerers Namen sich heftete, auch das Drama nicht fehlen, hier um zu verherrlichen, dort um zu schmähen und zu lästern. Und immer ists des tapfren Mannes Persönlichkeit, die weitaus im Vordergrunde steht, die alles in ihren Bann zwingt, die Liebe oder Haß fordert. Auch an Lutherfestspielen aus früherer Zeit ist kein Mangel: schon zur ersten Säkularfeier der Reformation im Jahre 1617 wurden hier und dort unter großem Zulauf Dramen aufgeführt, die Luther und die Reformation feierten. Das achtzehnte Jahrhundert blieb nicht zurück, seinen Luther in dieser Form zu verherrlichen. Aber alles das bis herunter auf Zacharias Werners „Weihe der Kraft" lebt doch heute nur noch im Staube der Bibliotheken und ist versunken und vergessen. Die Litteraturgeschichte hat diese Dramen gebucht; der Historiker zieht sie vielleicht einmal, um die Stim-

*) Vgl. „Die Lutherfestspiele des Martin Rinckart" Jahrg. 1888, Nr. 31 und 32 d. Bl.

mungen vergangner Tage zu erforschen, zu Rate, aber das ist bekanntlich nur eine trübselige Scheinexistenz, da nur von Kennern gekannt sein doch nichts andres heißt, als mit leidlichen Ehren vergessen sein.

Und daß das Theater, unser modernes Theater, so wie es nun einmal ist, bisher mit allen Versuchen, Luther dramatisch zu bewältigen, mehr oder minder rühmlich gescheitert ist, das ist ganz gewiß nicht nur ein Zufall oder etwa nur in der Unzulänglichkeit jener dramatischen Versuche begründet. Es geschah das vielmehr auf Grund eines starken innern Motivs, das uns gegen jede Darstellung des Heiligen, gegen jedes Zerren religiöser Vorgänge auf die Bühne so empfindlich macht, das uns die Abendmahlsszene in der „Maria Stuart" ebenso wie die Fußwaschungsszene im „Parsifal" peinlich empfinden, unser Gefühl sich auflehnen läßt gegen jedes laute Aussprechen von Dingen, die eben nicht auf den offnen Markt der Szene gehören, sondern die jeder Einzelne als sein Allereigenstes und Allergeheimstes zu hüten pflegt. Es ist das eine innre Seelenscham, die, wie sie dem Einzelnen die Lippen schließt, so auch das öffentliche Verhandeln heiliger Dinge im Lampenlicht der Bühne mit Fug und Recht ablehnt. Andre Zeiten dachten anders darüber, aber wir können nun einmal nicht aus unsrer Haut schlüpfen. Wie wir die redselige Empfindsamkeit unsrer Vorfahren Gottlob überwunden haben, so ist uns vollends in religiösen Dingen ein gewisser nüchterner Lakonismus zur andern Natur geworden. Gilt es aber, Luther zu einem dramatischen Helden zu machen, so ist eben dieses Nachaußenkehren des innersten Seelenlebens nicht wohl zu vermeiden. Der Dichter muß uns das ganze schmerzliche Ringen einer durch und durch religiös gestimmten Seele mit starken, auf die Bühnenresonanz berechneten Akzenten veranschaulichen, und da wird immer wohl oder übel dieser oder jener Ton mit unterlaufen, der peinlich und unzart in der Hörer Herzen wiederklingt. Zudem hat die Erfahrung bewiesen, daß noch durch alle dramatischen Bearbeitungen dieses Themas das volkstümliche, uns allen lieb und vertraut gewordne Bild Luthers mehr oder minder entstellt wird. Der Luther, der in der Klosterzelle zu Erfurt mit seinen Zweifeln und Gewissensskrupeln ringt, wird auf der Bühne allemal ein echt Faustischer Grübler, den unser Volk nicht kennt, der ihm absolut fremd ist und zu dem es darum auch kein rechtes Vertrauen gewinnen kann. Unser Volk kennt nur den Mann aus ganzem Holze, außen wie mit Erz gepanzert und innen mit dem Herzen und Gemüte eines Kindes, den Mann, der, wenn ihn einmal der Teufel anfaßte, diesem resolut das Tintenfaß an den Kopf warf, nicht aber, wie Faust, in seiner Zelle lange Monologe hält, auf den Knieen liegt und sentimentale Gebete murmelt. Und in solchen Dingen versteht der Deutsche keinen Spaß; seinen Luther kennt er, der ist sein, und da läßt er sich nicht ein beliebiges Bild als das Luthers verkaufen.

Diese Bühnenerfahrungen sind überaus lehrreich, und die beiden Dichter, die 1883 aufs neue den Versuch wagten, haben daraus reichen Gewinn gezogen. Otto Devrient freilich begnügte sich damit, einen Mittelweg einzuschlagen. Er hielt fest an der dramatischen Form, entrückte aber seine Dichtung der Theaterluft, indem er die Darstellung zum größten Teile Dilettanten anvertraute; er machte sich alle theatralischen Hilfsmittel dienstbar und gab doch, indem er seine Szene neben dem Theater aufschlug, dem Ganzen den Charakter eines von der Bühne unabhängigen, volkstümlichen Festspiels. Das Problem aber ist dadurch, wie mir scheint, nicht gelöst, sondern nur verschoben worden. Wir haben in Devrients „Luther" ein tüchtiges, bühnenwirksames Schauspiel gewonnen, das sich ohne zwingenden innern Grund außerhalb des Theaters stellt und dessen Aufführung durch Laien mit Zuhilfenahme des ganzen übrigen außergewöhnlichen Festspielapparats doch im Grunde nur ein interessantes Experiment ist.

Der äußere Erfolg, den dieser „Luther" allenthalben, wo er aufgeführt worden, erzielt hat, ist bekannt, und namentlich wird der erste Eindruck, als das Stück zum erstenmale an einem unwirschen Oktobertage 1883 im „Goldnen Engel" zu Jena in Szene ging, jedem Hörer unvergeßlich bleiben. Freilich trug

die ganze gehobene Feststimmung jener Tage und der hinreißende Schwung der studentischen Spieler mit dazu bei, daß die nahe an sechs Stunden währende Aufführung so gewaltig durchschlug und zündete; doch ist auch den spätern Wiederholungen an andern Orten der Erfolg treu geblieben, wenn auch dem Devrientschen „Luther" der glänzende Siegeszug des Herrigschen versagt blieb.*) Und doch wird demjenigen, der schärfer zusieht, die Zwiespältigkeit in der Ausführung nicht entgangen sein. Denn über allem Streben nach schlichter Volkstümlichkeit verleugnet sich doch nirgends der erfahrene Bühnenpraktiker, dem es vor allem um wirksame Rollen zu thun ist, und so kommt in das Ganze ein theatralischer Zug hinein, der, je öfter man das Spiel sieht, desto empfindlicher spürbar wird. Das gilt vor allem von der Figur Luthers selbst, die das theatralische Bedürfnis brüchiger, zwiespältiger, d. h. im theatralischen Sinne interessanter gemacht hat, als wirs für ein volkstümliches Lutherfestspiel wünschten. Und zum andern tritt dem Dichter auf Schritt und Tritt der Forscher in den Weg und verleitet jenen zu einer allzu redseligen Weitschweifigkeit. Es ist ja bewundrungswürdig, wie sich in der Dichtung allenthalben die Fähigkeit, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen, mit der Kraft der Zeichnung paart; aber in dem Bestreben, durch möglichst viele einzelne Züge ein lebendiges Stimmungsbild jener Sturm- und Drangjahre zu geben, drängt sich allmählich diese historische Kleinmalerei gar zu geflissentlich in den Vordergrund. Einzelne Szenen sind ohne weiteres entbehrlich, so vor allem die unerquickliche Szene im Kloster zu Nimbschen, für die nicht die geringste innere Nötigung vorliegt, da die köstliche Verlobungsszene durchaus ohne sie verständlich ist. Entbehrlich sind nicht minder alle jene in theologische Kontroversen oder gar in Konjekturalkritik sich verirrenden Abschnitte, die dem Streben nach volksmäßiger Einfachheit schnurstracks zuwiderlaufen. Alle entscheidenden Momente sind in Devrients Dichtung vorhanden, aber um sie zu reiner Wirkung zu bringen, hätte der Verfasser auf all das theatralische Drum und Dran verzichten, die Einzelheiten straffer zusammenfassen, das Ganze kürzer und wirksamer zusammendrängen müssen.

Dagegen scheint mir, daß die Lösung, die Hans Herrig gefunden hat, weitaus als die glücklichere zu bezeichnen ist. Indem dieser auf die Form der alten evangelischen Moralitäten zurückgriff, war ihm die Möglichkeit geboten, dem Stücke den Charakter eines „kirchlichen" Festspiels zu verleihen, die Gemeinde zur aktiven Teilnahme heranzuziehen, die Kluft zwischen Bühnenpodium und Zuschauerraum zu überbrücken. Damit war eine Form gefunden, die von vornherein jeden Vergleich mit Bühnendarstellungen gewöhnlicher Art abwehrte und die zugleich dem Dichter die innere Freiheit gab, mit dem Stoff ohne jegliche Rücksicht auf den dramaturgischen Katechismus zu schalten. Hier war kurzer Hand jede äußerliche Dekoration abgeschnitten, die Phantasie wieder in ihre Rechte eingesetzt, der Erfolg allein auf das gesprochene und gesungene Wort gestellt. Hier konnte lose Bild an Bild sich reihen, da dem Dichter in dem wiedererweckten Ehrenhold der alte Prologos zur Verfügung stand, der jeden Augenblick ergänzend, verbindend, ausfüllend und berichtend eintreten und zuletzt auch mit dem nötigen Nachdruck die Moral des Ganzen betonen konnte.

Will man den Charakter des Herrigschen Lutherfestspiels mit einem kurzen, prägnanten Worte bezeichnen, so kann man vielleicht sagen, es handle sich hier um ein gesprochenes Oratorium. Oder mit andern Worten: es ist ein Epos mit lebenden Bildern und verbindendem Text, den die szenische Darstellung nur verstärkt und erläutert. Denn mit Takt und Geschick hat Herrig die Klippe vermieden, sein kirchliches Festspiel zu einer Art dramatisirter Biographie zu gestalten. Er verzichtet nicht nur auf den eigentlichen dramatischen Aufbau, auf dramatische Spannung und Steigerung, sondern er läßt auch von dem schier unerschöpflichen Stoffe vieles fallen, was eben nur für den dramatischen Dichter von Wert ist. Er greift nur alles dasjenige heraus, was vorzugsweise im evangelischen

*) Das doch zunächst nur, weil Jena das Aufführungsrecht für sich behalten wollte. D. H.

Volksbewußtsein fortlebt und was wie von selbst in der Phantasie zu farbigen und lebendigen Bildern sich verdichtet: die schweren innern Kämpfe des jungen Mönches, den Anschlag der Thesen, die Verbrennung der Bannbulle, den Reichstag zu Worms, die Bibelübersetzung auf der Wartburg, Luthers tapfres Auftreten wider Bilderstürmer und aufrührerische Bauern, sein häusliches Leben an der Seite seiner Käthe, im Kreise der Seinen, seiner Kinder, seiner Freunde — und er giebt das alles schlicht und kraftvoll, dabei knapp und kurz, sodaß das Ganze in dem engen Rahmen von kaum zwei Stunden sich abspielt. Dazu kommt endlich Chorgesang und Orgelklang, als gleichsam zu selbstthätiger Mithandlung des Volkes gewordne Zwischenaktsmusik; die ganze große Versammlung stimmt mit ein in das „Ein feste Burg“ und das alte Rinckartsche Danklied, und so gestaltet sich das Ganze zu einer ebenso eigenartigen wie erhebenden Festfeier, würdig des Mannes, dem sie gilt, und würdig eines evangelischen Gemeinwesens.

Der ganz unvergleichliche Erfolg dieses Lutherfestspiels hat gezeigt, wie glücklich dieses herzhafte Zurückgreifen auf die alte Form der Moralitäten gewesen ist. Denn wo immer bisher in Stadt und Land den evangelischen Glaubensgenossen dieses Festspiel dargeboten worden ist, hat es seine kraftvolle, erhebende und erbauliche Wirkung aufs neue bewährt; allenthalben drängte sich das Volk herzu; allenthalben war der Eindruck tiefgehend und unvergeßlich. Und das Stück hat, wenn nicht alles täuscht, seinen Eroberungszug noch lange nicht vollendet. Immer weiter zieht es seine Kreise, immer neue Aufführungen und immer neue Erfolge dürfen wir verzeichnen, immer neue Massen erfreuen sich an dem Bilde des gewaltigen Mannes, dessen Ruhm diese Spiele verkündigen.

Wir dürfen allerdings die wichtigen Faktoren nicht unterschätzen, die dieser Dichtung ihren Siegeszug gebahnt haben. Denn hier ist ein Stoff, wie er sich dem Dichter zum zweitenmale nicht wieder bietet: der allervolkstümlichste, der allerschlichteste und zugleich der allergewaltigste Stoff; hier darf der Dichter immer und überall eines Publikums gewiß sein, dem, wenn von seinem Luther die Rede ist, das Herz aufgeht, und das er, wenn er nur irgend den rechten Ton zu finden weiß, mit leichter Mühe in seinen Bann zwingt. Und dieses Publikum ist immer bereit, seinen Luther zu feiern, auch ohne den Anlaß besondrer Gedenktage. Denn diesen Mann kennt und liebt es, wie niemanden sonst aus der Geschichte unsers Volkes; dieser Mann ist unser; hier haben wir alle eine lebendige Anschauung, spüren wir alle den festen unzerreißbaren Zusammenhang. Zeigt uns der Dichter diesen Mann, so wie wir ihn kennen, schlicht und einfältig, in kräftigen Zügen, ohne rhetorischen Prunk und Pomp — dann kann er unsrer Teilnahme und des Erfolges seiner Dichtung gewiß sein. Das Verdienst, diesen rechten Ton getroffen zu haben, wird dadurch keineswegs geschmälert, und es will wahrlich nicht wenig bedeuten, wenn man einem Festspiele nachrühmen darf, daß es als volkstümlich im Kern, als religiös in seiner Gesinnung und als künstlerisch in seiner Form allerorten die Probe bestanden hat. Nur darf man eben angesichts dieser Erscheinung nicht vergessen, durch welche ganz besondern Umstände sie bedingt ist, darf nicht außer acht lassen, daß eben hier ein ganz einzigartiger Stoff dem Dichter sich darbot, daß das Publikum zu diesem Stoffe in einem ganz einzig gearteteten Verhältnis steht und dadurch dem Dichter bereits auf halbem Wege entgegenkommt. Wir müssen diesen beileibe nicht zu unterschätzenden Umstand im Auge behalten, um der Versuchung zu widerstehen, die einzelne Erscheinung zu verallgemeinern und aus dem beispiellosen Erfolge dieses einen Lutherfestspiels allerhand schöne Folgerungen zu ziehen, die sich, fürchte ich, bei näherm Zusehn doch nur als Luftschlösser erweisen werden.

W K

Die Schloßfreiheitlotterie

Aus Berlin

Als gegen Ende des vorigen Jahres durch die Zeitungen das Gerücht ging, einige der reichsten Berliner Bankhäuser

hätten sich vereinigt, um die Niederlegung der Häuser auf der Schloßfreiheit ins Werk zu setzen, fand dieses Unternehmen fast allseitig lebhafte Zustimmung. Handelte es sich doch um die Verschönerung der Umgebung des alten, ehrwürdigen Kaiserschlosses und um die Beseitigung eines störenden Verkehrshemmnisses. Aber mehr noch als die Sache selbst lobte man die dabei zu Tage tretende Gesinnung der Unternehmer. Denn man dachte damals, daß die betreffenden Bankhäuser die Absicht hätten, aus ihren Mitteln die an sich nicht eben allzu bedeutende Summe zur Durchführung des schönen Planes — fünf Millionen — zusammenzuschießen. Nun ist die Opferwilligkeit reicher Privatleute in Berlin bisher nicht allzu stark gewesen; um so größer die Freude, daß sie sich doch endlich einmal regte. Man konnte hoffen, daß dem gegebnen Beispiele bald andre folgen würden und somit dies Vorgehen für die Besserung der sozialen und kirchlichen Verhältnisse nicht ohne Frucht bleiben würde.

Doch dauerte die Freude nicht lange. Es wurde bekannt, daß die Banken keineswegs gesonnen seien, die fraglichen fünf Millionen aus ihrem Vermögen beizusteuern, sondern zu ihrer Aufbringung eine einmalige große Klassenlotterie veranstalten wollten. Dem Unternehmen nahestehende Zeitungen belehrten jedoch ihren Leserkreis, daß Ursache zum Dank gegen die edeln Unternehmer immer noch vorhanden sei; nähmen diese doch ein großes und gefährliches Risiko auf sich!

Jetzt, vor vierzehn Tagen ist nun der von der Regierung genehmigte „Plan der großen Geldlotterie zur Niederlegung der Schloßfreiheit in Berlin“ veröffentlicht worden, und der Vertrieb der Lose hat begonnen. Da ist denn nun freilich zu Tage getreten, daß hier zur Durchführung eines schönen Planes geradezu unsittliche Mittel verwandt werden sollen und daß es sich nicht um eine That der Opferwilligkeit, sondern einfach um ein gutes Geschäft handelt. Nur an einigen wenigen Punkten soll die Berechtigung dieses scharfen Urteils erwiesen werden.

Wer den Gewinnplan nur oberflächlich zur Hand nimmt, wird über die außergewöhnliche Höhe der Gewinne erstaunt sein. Da ist einer zu 600000, drei zu 500000, ebensoviele zu 400000, sechs zu 300000 Mark u. s. w., der niedrigste beträgt 500 Mark. Erstaunt fragt man, warum nicht lieber diese wenigen großen Gewinne in mehr und kleinere zerschlagen worden sind. Der Grund ist aber leicht ersichtlich: gerade die Höhe der Gewinne ist ein raffinirter Kitzel der Spielwut. Nun ist es doch ganz gewiß schon an und für sich bedauerlich, daß der Staat überhaupt Lotterien hält. Aber man wird zugeben können, daß, wenn doch einmal eine große Zahl von Leuten es nicht lassen kann, zu spielen, es besser ist, daß das Geld im Lande bleibt, als daß es über die Grenze geht. Jedenfalls aber hat dann die Regierung die Pflicht, den Lotterieplan so zu gestalten, daß er zwar der vorhandnen Spiellust entgegenkommt, aber sie nicht unnötig aufstachelt und ins Leben ruft. Das ist jedoch bei der Schloßfreiheitlotterie leider der Fall. Durch die Höhe der Gewinne ist hier alles geschehen, um auch in kühleren und bedächtigern Leuten die verderbliche Leidenschaft zu entflammen.

Es ist nur eine natürliche Folge der Höhe der Gewinne, daß ihre Zahl sehr klein ist: auf 200000 Lose kommen 10000 Gewinne, also auf je zwanzig einer. Bei der preußischen und sächsischen Klassenlotterie stellt sich das Verhältnis so, daß auf jedes zweite Los ein Gewinn fällt, wenn auch meist nur in der Höhe des Einsatzes. Durch diese weise und fürsorgliche Einrichtung wird doch immer die Hälfte aller Spieler vor Schaden bewahrt. In der Schloßfreiheitlotterie sind neunzehn Zwanzigstel Verlierer!

Dies ungünstige Verhältnis zwischen der Loszahl und den Gewinnen hat noch eine andre höchst bedenkliche Folge. Das Objekt der Lotterie beträgt 40 Millionen, diese Summe wird zusammengebracht durch — die Käufer der 200000 Lose; rechnen wir, daß sich im Durchschnitt an jedem Lose vier Spieler beteiligen, so ergiebt dies die Zahl von 800000 Menschen, die je fünfzig Mark — noch ganz abgesehen von dem Zuschlag, den die Kollekteure beanspruchen — bezahlen. Die zehntausend

Gewinne verteilen sich aber, wenn wir wieder auf jedes Los vier Teilnehmer rechnen, nur auf 40000 Personen! Und dies in einer Zeit, wo auf allen Gassen und Landstraßen die Klage laut wird, der Geldbesitz verteile sich auf eine zu geringe Menschenzahl! Heißt das nicht wirklich den Sozialdemokraten die Hetzrede in den Mund geben: „Da seht ihrs ja, wieder so ein Unternehmen, durch das die Ersparnisse Vieler einigen Wenigen zu gute kommen"?

Wer aber sind die Spieler? Aus welchen Klassen rekrutiren sie sich? Es ist ja schwer, darauf mit Sicherheit zu antworten, aber es steht fest, daß die ärmern Klassen nicht weniger dabei beteiligt sind, als die besitzenden. Es wäre interessant, durch eine Umfrage festzustellen, wie weit wirklich der Preis des Loses saure Ersparnisse darstellt — wir fürchten, es würde dabei ein trauriges Ergebnis herauskommen.

Endlich aber, der dritte und schwerste Vorwurf, der dem Unternehmen zu machen ist, bezieht sich auf den unverhältnismäßig hohen Gewinn, den die unternehmenden Banken dabei machen. Es ist schon oben gesagt, daß die zur Niederlegung der Schloßfreiheit erforderliche Summe fünf Millionen beträgt. Der Umfang der Lotterie beläuft sich auf vierzig Millionen, die Gewinne betragen 27 Millionen und 400000 Mark. Somit ergiebt sich als Ueberschuß für die Banken 7 Millionen, 600000 Mark. Rechnet man die Kosten des Unternehmens noch so hoch, es läßt sich doch nicht aus der Welt schaffen, daß das Objekt, um das es sich handelt, erheblich geringer ist als der Unternehmergewinn. Dazu ist es überflüssig, auch nur ein Wort hinzuzufügen.

Und nun zum Schluß. Warum wir unsre Leser hiervon unterhalten haben? Nun, wir meinen, daß es die Pflicht derer, die im Evangelium den Maßstab ihres sittlichen Urteils sehn, ist, die Zeichen der Zeit richtig zu beurteilen. Ein solches ist auch die Schloßfreiheitlotterie, ein Zeichen dafür, wie gering doch in unsern „führenden Kreisen" das Verständnis für den Ernst unsrer Lage ist, wie schwach der Wille, selbstlos mitzuarbeiten an den Aufgaben der Gegenwart. Es ist das Recht und die Pflicht jedes sittlich-christlich Denkenden, gegen ein so unsittliches Verfahren, wie es diese Schloßfreiheitslotterie ist, energisch zu protestiren und es offen auszusprechen, daß ein solches Unternehmen den einfachsten sittlichen Grundwahrheiten ebenso zuwiderläuft wie den Interessen des Vaterlandes. Es darf niemandem gleichgiltig sein, daß in einem Jahre, in dem uns höchstwahrscheinlich sehr ernste Arbeiterbewegungen bevorstehn, auf so leichtfertige Weise dem Volke Stoff zur Unzufriedenheit und Verbitterung geboten wird. E F

Aus der evangelischen Gemeinde in Sofia

Sofia, im Januar 1890

Die deutsche evangelische Gemeinde Sofia wendet sich auch in diesem Jahre wieder um Hilfe bittend an die Leser der Christlichen Welt, in der Hoffnung, daß sie einem alten Bekannten, den sie schon wiederholt unterstützt haben, mit dessen Nöten und Kämpfen sie schon vertraut sind, Herz und Hand nicht verschließen werden. Zunächst drängt es mich aber, namens der Gemeinde allen lieben Gebern aus dem vergangnen Jahre unsern herzlichsten Dank auszusprechen, ihnen unsern evangelischen Brudergruß zu senden und sie zu versichern, daß ihre Spenden dazu beigetragen haben, die evangelische Kirche in Bulgarien zu erhalten. Inmitten der orthodoxen Staatskirche des Landes, gegenüber einer starken römisch-katholischen Gemeinde in Sofia mit einem Erzbischof an der Spitze, hat sich unsre kleine evangelische Gemeinde trotz aller Ungunst der äußern Verhältnisse, trotz aller mangelnden offiziellen Unterstützung und Anerkennung seitens der deutschen Regierung, bez. eines deutschen Kirchenregiments, dennoch bisher fast schon drei Jahre lang erhalten und in befriedigender Weise entwickelt. Sehr schmerzlich ist es uns, daß sich der so heiß ersehnte Anschluß an eine heimische Landeskirche infolge der Orientpolitik des Reichskanzlers noch immer nicht hat verwirklichen können. Die Leser der Christlichen Welt erinnern sich aus den ausführlichen Darlegungen in Nr. 14 und 20 des vergangnen Jahres, wie unsre Verhandlungen mit dem Berliner Oberkirchenrate scheiterten und wie neue Verhandlungen mit dem Oberkirchenrat in Karlsruhe angeknüpft wurden, die uns hoffen ließen, mit dem Anfange dieses Jahres den Anschluß an die evangelische Landeskirche Badens zu erreichen. Diese Verhandlungen sind seit sechs Monaten dem Abschluß nahe, insofern der Oberkirchenrat unsern Antrag behufs Aufnahme der Gemeinde in die badische Kirche nach eingehender Prüfung aller einschlägigen Fragen **genehmigt**, insofern sogar der **Großherzog von Baden** als summus episcopus diese Aufnahme bereits bestätigt hat. Dann wurde uns mitgeteilt, daß nur noch eine letzte Formsache zu erfüllen sei, eine Anfrage durch den badischen Gesandten in Berlin beim dortigen **Auswärtigen Amte**. Seit einem halben Jahre liegt nun dort unsre Sache zur letzten Entscheidung, und wir fürchten, daß auch in Baden, und damit auch bei jeder andern deutschen Landeskirche, unsre Wünsch durch den Einspruch der auswärtigen Politik vereitelt werden. Das wäre bitter; aber wir wollen keiner Bitterkeit Raum geben, vielmehr in gutem Vertrauen auf die private Hilfe unsrer Glaubensgenossen in die Zukunft sehen. Wir hoffen, daß diese uns nicht im Stich lassen werden, und erneuern daher unsre dringende Bitte um Unterstützung.

H Grashoff

Bücher und Schriften.

(Das Alte Testament und die christliche Sittenlehre) von Ernst Fischer, Pastor zu Betzingen. Gotha, Friedr. Andr. Perthes 1889; 161 S.; 2,40 Mk.

Die ohne irgend welches Inhaltsverzeichnis ausgegebene und auch sonst ohne jegliche äußerliche Kenntlichmachung der Abschnitte durch besondre Ueberschriften in einem Zuge fortlaufende Darstellung hat die Absicht, die Bedeutung des Alten Testamentes für die christliche Sittenlehre nachzuweisen. Dabei prüft der Verfasser die Anschauung zweier Theologen unsers Jahrhunderts, die ganz entgegengesetzte Urteile über diese Frage abgegeben haben. Während nämlich Schleiermacher das Alte Testament für die christliche Sittenlehre als überflüssig, ja die Vernachlässigung der Unterscheidung zwischen dem neuen und dem alten Bunde hierbei als gefährlich erachtet, hat dagegen Richard Rothe den Satz aufgestellt: Gerade von seiten der Ethik stehen beide Testamente auf gleicher Stufe der Klarheit. Der Verfasser ist nun mit keinem von beiden Urteilen einverstanden; bei beiden vermißt er einen Sinn für den geschichtlichen Gang des Reiches Gottes. Damit ist es ausgesprochen, daß er voll und ganz einen Unterschied zwischen dem Alten und dem Neuen Testament anerkennt. Auch was er über das Neue des Neuen Testaments sagt, ist wohl befriedigend: „Es sind nicht neue Lehrsätze, mit denen das Neue Testament kommt, Wahrheiten, dem fortschreitenden Geiste der Menschheit entsprungen und dazu bestimmt, die Anschauungen einer frühern Zeit zu reformiren und einer immer bessern Erkenntnis Bahn zu machen, sondern es sind neue Realitäten. Die neue Thatsache ist die Erscheinung Jesu Christi und mit ihr der Anbruch des Himmelreichs." (Vgl. S. 123 u. 124.)

Nach dieser Auffassung, die doch ganz in der Linie Schleiermachers liegt, sollte man allerdings erwarten, er werde diesem Theologen beistimmen und sagen, daß die christliche Sittenlehre ganz in Christus wurzeln müsse, weil in ihm die Kraft eines neuen Lebens erschienen sei, und daß das Himmelreich in seiner wahren Gestalt nicht schon nach vorchristlichen Grundsätzen darzustellen sei. Gleichwohl wendet er nun den Ausdruck Gottesreich in umfassendem Sinne auch auf das Alte Testament an und müht sich nun ab, nachzuweisen, wie es im Neuen Testamente nur eine höhere Stufe des alttestamentlichen Gottesreiches sei, die Erfüllung der Vorbereitung, und nicht, wie schon Jeremia doch verheißen hat, in vollem Sinne ein neuer Bund. Ich muß hierin eine Vermischung zweier Betrachtungsweisen finden, die scharf aus einander zu halten sind und deren Verschiedenheit Schleiermacher wohl beachtet hat.

Für die Darstellung der christlichen Sittenlehre kann das Alte Testament nicht benutzt werden, denn auch wenn ähnliche Gebote gelten, so sind sie durch Christus in ein ganz andres Licht gerückt, ist die Gruppirung eine ganz andre geworden, und ist vor allem eine ganz andre Lebensmacht zur Geltung gekommen; jetzt ist Christus der Mittelpunkt, von dem aus alles eine viel tiefere Bedeutung und eine andre Beziehung erhält, ist er das Prinzip, das in allem zur Geltung kommt. Die Sittlichkeit ist im neuen Bunde nicht Erfüllung gesetzlicher Vorschriften, sondern Gestaltung des Lebens aus der von Christus ausgegangnen neuen Kraft. Faßt man dagegen das Verhältnis des Alten Testaments zum neuen Bunde ins Auge, so kann man von einer Vor-

bereitung und Vorstufe des Christentums reden und alles unter den allgemeinen Begriff des Gottesreiches zusammenfassen, weil das Christentum uns dazu führt, alles als vom himmlischen Vater geleitet anzusehen. Aber unter diesen Begriff des Gottesreiches fällt dann auch die Entwicklung der außerisraelitischen Menschheit, und Israel ist nur in besonderm Maße eine Vorstufe des Christentums, nur ein besonders bevorzugter Ausschnitt des vorchristlichen Gottesreiches, der auch in Bezug auf sittliche Forderungen dem Neuen Testament am nächsten kommt, aber die christliche Sittlichkeit und Sittenlehre noch nicht kennt. Es ist auch ohnedies nicht ratsam, etwa der Meinung zu sein, als ob es eine vom Christenglauben unabhängige christliche Sittlichkeit gebe, da wir sonst auf eine Werkgerechtigkeit hinauskommen, die die Erlösung unnötig machte, während christliches Leben für das Christentum eine Frucht der Erlösung durch Christus, des Christenglaubens ist.

Vielleicht könnte man aber sagen, das Alte Testament sei doch geeignet, in vielen Stücken uns die rechte Sittlichkeit zu zeigen, auch wenn das Neue Testament erst ihre Lebenskraft kundthue. Aber dagegen gilt es doch einzuwenden, daß, wenn einmal die Möglichkeit gegeben ist, eine Sache am hellen Tage beim lichten Sonnenschein zu betrachten, wir nicht mehr meinen, neue Seiten, die eine Bedeutung haben, bei Sternenschein oder Kerzenlicht zu entdecken, und daß Nachahmung niemals an ein freies Wachsen aus der rechten Kraftmitteilung heraus herankommt.

Meines Erachtens hat darum Schleiermacher vollkommen Recht, wenn er das Alte Testament bei der Darstellung der christlichen Sittenlehre nicht will als Quelle betrachtet wissen, und Fischers Aussetzungen und Einwände dagegen sind unzureichend. Auch das ist ihm nicht zuzugestehn, daß die Reformation das Ansehen des Alten Testaments auch als Urkunde für die christliche Sittenlehre wesentlich erhöht habe (S. 21). Im Gegenteil hat Schleiermacher vielmehr nur die Konsequenz von dem gezogen, was die Reformation aufstellte, ihrem echtesten Triebe ungehinderte Wirkung gelassen; denn die Aufstellung der Reformatoren, daß die einzelnen Stellen der heiligen Schrift eben nach Analogie von andern zu erklären seien, wird in ihrer Bedeutung recht klar, wenn wir Luthers Worte bedenken, daß überall bei jeder Schrift darauf zu sehen sei, wie weit sie Christum treibe. Demnach halten wir die Mittelstellung, die Fischer glaubt zwischen Rothe und Schleiermacher einnehmen zu können, für verfehlt und müssen uns ganz auf Seite Schleiermachers stellen.

Trotzdem sind Fischers Darlegungen von hohem Werte für jeden, der sich ein Verständnis von der Sittenlehre des Alten Testaments verschaffen will. Der Verfasser hat nämlich das als seine Hauptaufgabe erachtet, den tiefen sittlichen Gehalt und die Art und Weise der alttestamentlichen Sitte aufzuzeigen. Dieser wertvolle Gehalt wird auch nimmermehr geleugnet, wenn wir die Konsequenzen, die der Verfasser daraus zieht, haben ablehnen müssen. Während dabei namentlich die Psalmen eingehend und gut, besonders auch die Rache- und Fluchpsalmen erörtert werden und diese Darlegung recht wertvoll ist, so sind merkwürdigerweise die Gestalten der alttestamentlichen Geschichte nicht behandelt, deren Thaten doch zu mancher Bemerkung Anlaß gegeben hätten und den Unterschied von der neutestamentlichen Sittlichkeit recht anschaulich machen mußten. Geht er auch darin zu weit, daß er keine Unterschiede zwischen der Auffassung der Sittlichkeit bei den Propheten und derjenigen im Gesetz und in den Psalmen anerkennt, so ist der Charakter der alttestamentlichen Sittlichkeit in seiner partikularistischen Beschränktheit gut gezeigt und man wundert sich nur, daß er nicht selbst zu der These Schleiermachers sich getrieben fühlt. Aber er hilft sich, indem er sagt: „Nachdem Jesus uns das Gesetz und die Propheten neu übergeben hat, ist es auch Jesu Geist, der in die Tiefen des Alten Testaments hinableuchtet“ — und gewiß, die christliche Gemeinde wird je und je das Alte Testament mit Segen gebrauchen, weil sie es mit christlichem Sinne viel tiefer faßt, als es die Israeliten verstehn konnten, und weil ihr Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben ist und von ihm aus das Alte Testament in anderm Lichte erscheint. Wenn Fischer nur die Bedeutung des Alten Testaments und seiner Sittlichkeit für die christliche Gemeinde hätte darlegen wollen, dann wären unsre Ausstellungen unnötig gewesen und könnten wir das Büchlein rückhaltlos empfehlen. Jetzt können wir es nur, wenn man den Rahmen (S. 1—22 und 157 ff.) außer acht läßt, welcher meint, die Aufweisung des sittlichen Gehaltes im Alten Testament genüge schon zum Beweise dafür, daß in der christlichen Sittenlehre auch das Alte Testament müsse zu Rate gezogen werden.

Das Buch ist gut geschrieben, und so ununterbrochen die Darlegung verläuft, es mangelt an einer guten Disposition nicht. Der Inhalt ist geeignet, manche geringschätzigen Urteile über das Alte Testament in ihrer Haltlosigkeit zu zerstreuen, wenn der Verfasser auch selber im Rahmen des Buches wieder über das Ziel hinausschießt. K M

(Idealismus) Von Prof. Dr. Chr. Muff, Direktor des König-Wilhelms-Gymnasiums in Stettin. Halle a. S., Mühlmann, 1890; VI u. 182 S.; 3 Mk.

Dies Buch, dessen „schlichte Betrachtungen“ in warmen Worten einem Idealismus Jünger werben, leidet zunächst an einem formellen Fehler. Der Verfasser gliedert sich seinen Stoff so, daß er einem Abschnitt „über den Begriff des Idealismus im allgemeinen“, vier andre „über die Bethätigung des Idealismus im besondern,“ d. i. in Religion, Wissenschaft, Leben, Kunst, folgen läßt. Das Umgekehrte wäre wohl richtiger gewesen. Das Verfahren des Verfassers bringt es mit sich, daß der Leser leicht ermüdet, weil er sich zu früh am Ziel sieht. Mit diesem formellen verbindet sich aber ein andrer Fehler, der die Sache angeht. Es zieht sich durch das ganze Buch der Schein hin, als ob „Idealismus“ irgend eine selbständige Größe, eine Weltanschauung für sich wäre. Das ist ja nicht des Verfassers Meinung. Er kennt einen Idealismus, der ihm allein Wahrheit ist, denjenigen des Christentums. Aber er hat der entgegengesetzten Meinung ihr vorgebliches Recht nicht entzogen. Der Direktor eines klassischen Gymnasiums kommt unwillkürlich immer wieder auf die Griechen zurück. Aber er sagt uns nirgends, warum der Idealismus des klassischen Volkes Schiffbruch gelitten hat. Das kommt daher, daß er ihn nicht als ein geschichtliches Ganzes für sich betrachtet, sondern überall nur nach zerstreuten Gliedern eines solchen Idealismus ausschaut, der für ihn selbst auch heute noch Giltigkeit hätte. Aber der Idealismus in der griechischen Religion liegt darin, daß „ideale“ Güter in Wissenschaft, Leben, Kunst durch die Götter des Olymps geschaffen, gefördert, erhalten werden sollten. So viel dieser geistige Besitz, dieses hohe, auch sittliche Streben das nackte, rohe Leben der Barbaren an innerm Gehalt überragt, so viel auch gewinnen die Götter Griechenlands an idealem Leben und idealer Wahrheit. Aber es ist doch ein Widerspruch in sich: ewige Götter als Schirmherrn bloß vergänglicher Güter der Erde. Der griechische Geist hat diesen Widerspruch je länger je mehr gespürt. Zu überwinden hat er ihn nicht vermocht. Vor die schwere Wahl gestellt, hat er allerdings im „entschlossensten Idealismus“ der Neuplatoniker die Welt verneint, Gottheit und Ewigkeit zu ergreifen gesucht, aber er hat damit zugleich Wissenschaft, Kunst, Staat, kurz alle idealen Erdengüter von sich geworfen und sich dem leeren Nichts der Ekstase gegenüber gesehn. Auch der höchste Idealismus im Denken, Dichten und Handeln wird in sich haltlos, wenn sich ihm die religiöse Grundlage entzieht. Aber dies religiöse Leben selbst, wenn man es auf der einsamen Höhe einer ausschließlich wertvollen Größe von allen sittlichen Zielen menschlichen Wollens und Wagens trennt, muß in Nebel zerrinnen und schließlich in rohen Aberglauben umschlagen. Hier, meine ich, hätte der Verfasser einsetzen sollen, indem er einen christlichen Idealismus zeichnete, der nicht nach einer in unklaren Dünsten verschwimmenden Ewigkeit tappend greift, sondern dem das klare Ziel des Reiches Gottes, wie es uns Jesus geschaffen und verheißen hat, deutlich vor Augen steht — eines christlichen Idealismus, der in diesem Reiche Gottes beides hat: die ewige Heimat, das unverlierbare Gut seiner Hoffnung, aber zugleich auch die Burg, die alles Gute, Hohe, Schöne auf Erden in ihren schirmenden Mauern sicher birgt. Ich zweifle nicht, daß dies das Ziel ist, welches auch dem Verfasser vorschwebt. Aber der Widerspruch gegen materialistische und naturalistische Bestrebungen hat ihn verleitet, allem idealen Sinnen und Wollen, wo immer er es fand, ungeprüft sein Lob zu spenden. Nach dem Grunde, auf dem die Bauten des Idealismus hie und da errichtet wurden, hat er zu wenig gefragt. S E

Verschiedenes

(Todesfälle) Der Gustav-Adolf-Verein betrauert bei der herrschenden Sterblichkeit eine ganze Schar seiner besten Freunde. Den Lampe, Hase, Gerok ist am 20. Januar der Vorsitzende des blühenden Wüttembergischen Hauptvereins gefolgt, Richard Lauxmann, Stadtpfarrer an der Stiftskirche in Stuttgart, 56 Jahre alt, und in Darmstadt starb der langjährige Sekretär des Vereins im Großherzogtum Hessen, Herausgeber des Gustav-Adolf-Kalenders, Pfarrer Friedrich Ritsert, 58 Jahre alt. R

(Der bayrische Mischehenstreit) will permanent werden. Am zweiten Sonntag nach Epiphanias wurde nämlich eine Ansprache des Oberkonsistoriums von sämtlichen Kanzeln der protestantischen Landeskirche verlesen, die sich, wie zu hoffen steht, gleich der diesbezüglichen des Erzbistums München-Freising alljährlich in ähnlicher Weise wiederholen wird. Sie ist ebenso wie der erste Erlaß in der nämlichen Angelegenheit vom vorigen Jahre (vergl. Nr. 8 d. Bl.) mit lautem Beifall von den Protestanten aufgenommen worden. Da sie aus sich selber deutlich ist und sich ausreichend rechtfertigt, geben wir ihren bloßen Wortlaut. Es ist dieser:

„Heute wird von den Kanzeln des Erzbistums München-Freising eine oberhirtliche Unterweisung über die Ehe verlesen, welche den Katholiken einschärft, daß eine Dispensation von dem Verbote der gemischten Ehe nur dann eintreten könne, wenn unter anderm auch das sicher gestellt sei, daß der katholische Eheteil es sich nach Kräften angelegen sein lasse, den nichtkatholischen Teil zur wahren Kirche zurückzuführen. Schon im vorigen Jahre fand diese Verlesung am zweiten Sonntage nach Epiphanias mit der Bestimmung der jährlichen Wiederholung statt. Dieser Vorgang verletzte in allen Teilen unserer Landeskirche auf das tiefste und rief zahlreiche Stimmen lauten Protestes wach, welche aber nur die Folge hatten, daß die heutige Verlesung jener Unterweisung noch besonders angeordnet wurde. — Wie sind gewiß, in dem HErrn Geliebte, daß diese einfache Mitteilung ihren Eindruck auf eure Herzen und Gewissen nicht verfehlen, daß dieser erneute Angriff auf die Ehre und Würde unsrer Kirche von selbst euer gutes evangelisches Bewußtsein erwecken wird. Allein wir benützen diesen Anlaß, der ausdrücklichen Bitte der jüngsten Generalsynode zu entsprechen und ein besondres Wort herzlicher und eindringlicher Mahnung an euch zu richten. Denn es kann nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, wie viel auf dem Spiele steht. Oder ist nicht das eheliche Vertrauen in seinem Fundamente erschüttert, wenn der evangelische Teil in jedem wichtigen

Momente des häuslichen Lebens, ja jeden Augenblick offener oder verdeckter Angriffe auf seinen allerheiligsten Glauben gewärtig sein muß? Ja, kann dieses Vertrauen überhaupt nur aufkommen, wenn die Beteiligten sich vorhalten, daß ihre katholischen Verlobten noch vor der Trauung dem Priester gegenüber sich vorschriftsmäßig verpflichten müssen, nach Kräften in jener Richtung thätig zu sein? Wer vermag sich der Einsicht zu verschließen, daß diese Forderung der katholischen Kirche die gemischte Ehe zu einem Herde der unausgesetzten Seelengefahr und Gewissensnot macht, aus der nur das Preisgeben des heiligsten Besitztums, oder der Tod erlösen kann? Denn was ist auch das schwerste aus Gottes Hand kommende Kreuz gegen diese von Menschen bereitete Pein! Und wer da meint, es ließe sich doch unschwer Widerstand leisten gegen ein Andringen solcher Art, der vergißt, welcher Einfluß vom Beichtstuhle fort und fort ausgeht. — Geliebte in dem HErrn! Ein Verbot der gemischten Ehe, von welchem unter gewissen Bedingungen erst dispensirt werden müßte, kennt die evangelische Kirche nicht. Aber soviel leuchtet von selbst ein, daß von nun an die gemischte Ehe, nachdem sie zu einem Fallstrick für die Seelen geworden, den schwersten Bedenken unterliegt, und daß diejenigen, welche gleichwohl in dieselbe treten, mit doppeltem Ernste darauf zu achten haben, daß sie ihrem Glauben und ihrer Kirche nichts vergeben. — Unsere Väter haben Gut und Blut geopfert, um uns den Segen der Reformation, das lautere Gottesevangelium von der freien Gnade in Christo JEsu und alle daraus fließenden Güter für Zeit und Ewigkeit unverkürzt zu erhalten. Sie müßten wider uns stehen am Tage des Gerichts, wenn wir in Gleichgiltigkeit und Undankbarkeit das Erbe gering achten würden, das sie uns hinterlassen. Ihr seid teuer erkauft, ruft der Apostel uns zu, werdet nicht der Menschen Knechte! — und der Herr selbst mahnt mit dem Blicke auf die Ewigkeit einen jeglichen unter uns: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!" M K

(Für die Gedächtniskirche der Protestation zu Speier) haben wir in Nr. 6 des vorigen Jahrgangs einen Aufruf veröffentlicht. Das Werk würdig hinauszuführen, soll die Summe von 900 000 Mark aufgebracht werden. 750 000 Mark sind Dank der im vorigen Jahre zugeflossenen 98 000 Mark nun vorhanden. Im Vertrauen, daß die Hilfe der Glaubensgenossen dem Dankdenkmal auch fernerhin nicht fehlen werde, hat der leitende Ausschuß beschlossen, mit dem Bau zu beginnen.

(Nochmals Luthers Lebensende) Die Buchhandlung von Fl. Kupferberg, Mainz, bei der Majunkes neueste, unerhörte Schmähschrift: Luthers Lebensende. Eine historische Untersuchung, erschienen ist, versendet soeben Folgendes: „Da die erste Auflage nahezu vollständig durch feste Bestellungen (!) erschöpft wurde, habe ich mich innerhalb zehn Tagen seit Erscheinen des Werkes zu einer Neuauflage entschließen müssen, die am 25. Januar zur Ausgabe gelangt.... Die erwiesenermaßen günstige Aufnahme des Buches und die lohnenden Bezugsbedingungen werden Ihre freundlichen Bemühungen für den Absatz erfolgreich machen und sehe ich gefälliger Bestellung entgegen." In zehn Tagen zwei Auflagen eines solchen Buches! Zum Glück können wir mitteilen, daß in den nächsten Tagen aus berufener Feder die gebührende Antwort erfolgen wird. Von dem Kirchenhistoriker Professor D. Kolde in Erlangen wird in Leipzig und Erlangen „Luthers Selbstmord. Eine Geschichtslüge von P. Majunke" (60 Pfge) erscheinen. P G

(Dresdner Volksheime) Wer unser Volksleben einigermaßen kennt, der weiß auch, wie notwendig es ist, unsern ärmern, wirtschaftlich niedriger stehenden Brüdern die Kunst rechter, unschuldiger Freude zu lehren, ihnen Stätten zu bereiten, wo sie sich wirklich zu ihrer Förderung erholen können von der schweren Last ihrer Arbeit, ohne sittlich gefährdet zu sein, ohne in das wüste Treiben rohen Kneipenlebens zu versinken. Wieviel Edles wird hier durch die Roheit der Umgebung unterdrückt, wieviel verderbliche Aussaat gesät. Auch hier gilt es, das Böse durch Gutes zu überwinden, und das wollen die Volksheime, mit deren Gründung Dresden allen andern deutschen Städten vorangegangen ist. Wieder ist es die Person des Geheimrats Professor Böhmert, dieses unermüdlichen Kämpfers auf dem Felde der Volkswohlfahrt, auf die sich auch diese Neuschöpfung sozialer Arbeit gründet. Bis jetzt besitzt Dresden drei solcher Volksheime, und zwar sind sie alle in einem Jahre entstanden, ein Beweis, daß die Idee lebenskräftig und fruchtbar ist. Das schönste unter den dreien, weil es den Vorzug eines großen schattigen Gartens hat, ist der Paulinengarten, der ehemalige Besitz der Prinzessin Pauline von Schleswig-Holstein, mit prächtiger Aussicht am rechten Elbufer gelegen. Der Zutritt zum Volksheim steht jedem, der für einen mäßigen Beitrag das Mitgliedsrecht des die Volksheime leitenden Vereins „Volkswohl" erworben hat, ungehindert frei. Niemand ist gezwungen, im Vereinslokal etwas zu verzehren. Wer Speise und Trank nimmt, erhält das Gebotene zu den billigsten Preisen in vortrefflicher Beschaffenheit. Die Mittagsstunde vereinigt, namentlich im Volksheim Maternihof in der Altstadt, über hundert Arbeiter zu einer billigen, kräftigen Mahlzeit. Und alles geht in Ordnung und mit Anstand vor sich. Zahlreiche Zeitschriften, illustrirte Blätter, Bücher aus den verschiedensten Gebieten, auch religiösen Inhalts, liegen zu beliebigem Gebrauche aus und werden gern und fleißig benutzt, denn der Arbeiter liest durchschnittlich gern und hat einen nicht geringen Bildungstrieb. Wer die Lektüre nicht mag, der findet gewiß einen Teilnehmer für eine Partie Schach oder Domino — nur Kartenspiel ist verboten; wie denn auch der Branntwein zu den verbannten Gästen gehört. So bringen die Arbeiter, die noch kein selbständiges Heim haben oder von auswärts zur Arbeit in die Stadt gekommen sind, ihre Freistunden zu Mittag und am Abend hier zu. Im Winter werden ihnen von Freunden auch Vorträge über allerlei Wissenswertes gehalten, nur Religiöses und Politisches ist ausgeschlossen, da nach den Statuten auf Konfession ebenso wenig wie auf politische Stellung Rücksicht genommen werden soll. Auch wird in einem Gesangverein die Musik gepflegt; andern bietet sich Gelegenheit, an Kursen in Stenographie, Geschichte, fremden Sprachen und andern Fächern unentgeltlich teil zu nehmen. Und nach den bisherigen Erfahrungen darf man sagen, der Arbeiter ist für die ihm gethane Wohlthat dankbar; der beste Dank ist der fleißige Gebrauch. Besonders dankbar aber sind wohl die Kinder unsrer Arbeiter dem lieben Paulinengarten. Denn Hunderte von Knaben und Mädchen fanden sich hier im Sommer täglich zusammen, um unter Leitung und Aufsicht freundlicher Herren oder Damen, die Zeit und Kraft gern den Kleinen zum Opfer brachten, zu spielen, zu turnen, sich zu tummeln. Wie in den Unterrichtskursen des Winters, so in den Spielen des Sommers wird der Grundsatz „des gegenseitigen Dienens, ohne welches nach unsrer unmaßgeblichen Ansicht das Volkswohl nicht erreichbar ist", verwirklicht. Hier dient „der Reiche dem Armen, der Starke dem Schwachen, der Gelehrte dem Ungelehrten." Es liegt ein Segen in diesen Volksheimen, und sie haben eine Zukunft. Aber sie haben auch eine Vergangenheit und zwar eine ganz märchenhafte; denn sie stammen aus dem Reiche der Poesie, und ein Roman ist es, der ihnen zu ihrem Dasein geholfen hat. Im Herbst 1882 war in England ein Roman von Walter Besant erschienen: All Sorts and Conditions of Men. Die anziehendsten Gestalten darin sind ein Paar für das Wohl der Menschen lebendig interessirte jugendliche Gemüter, ein Er und eine Sie, die sich natürlich heiraten. Sie bauen erst in ihrer Phantasie, dann wirklich einen „Volkspalast." Aber ein solcher sollte nicht nur im Roman unter Dach gebracht werden, am 14. Mai 1887 wurde dieser Palast, dessen Grundriß also ein Dichter entworfen hatte, von der englischen Königin im Ostend von London eröffnet. Wer Näheres darüber hören will, lasse sich von Dr. Wilhelm Bode im „Arbeiterfreund" Heft 2, Jahrg. 1888 davon erzählen. Aber Dr. Bode ist nicht beim Wort geblieben, er ist zur That übergegangen! Auf seine Anregung hin sind die Dresdner Volksheime, allerdings noch schwache Nachbildungen des großen Londoner Vorbildes, zustande gekommen. Und was in Dresden mit Erfolg angegriffen worden, hat wieder anderwärts Nachahmung gefunden, so in Leipzig, ja auch in kleinen Städten, wie Freiburg a. U. Möchten sich doch auch unsre Leser lebhaft für diese Bestrebungen interessiren, die ja die Versöhnung der Klassen in besondrer Weise zu fördern imstande sind; möchten sie sich auch, giebt es die Gelegenheit, persönlich von der Einrichtung dieser Anstalten überzeugen. Hier mögen zum Schluß die Adressen stehen: Paulinengarten Dresden-Neustadt, Wasserstraße 7; Maternihof Dresden-Altstadt, Maternistraße 16. Das dritte, im November v. J. eröffnete Volksheim befindet sich Bischofsweg 59. P D

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

In der Familie des Pastors **Peterson** in Seraing bei Lüttich (Belgien) finden junge Mädchen aus guten Familien liebevolle Aufnahme zur weitern Ausbildung in der französischen und englischen Sprache, Clavier und Gesang, Zeichnen und Malen und wenn gewünscht practische Anleitung im Hauswesen. Ein fröhlicher christlicher Geist herrscht in dem Hause und Referenzen werden durch Eltern von frühern und gegenwärtigen Pensionären gerne gegeben.

Bitte für Sofia

Der Vorstand der deutschen evangelischen Gemeinde Sofia bittet im Anschluß an die in der heutigen Nummer enthaltenen Mitteilungen über den Bestand und die gegenwärtige Notlage der Gemeinde die evangelischen Glaubensgenossen in der Heimat dringend und herzlich, der bedrängten Diasporagemeinde zu helfen, und das gute Werk durch eine Liebesgabe halten und fördern zu wollen. Die Redaktion ist freundlichst bereit, Gaben entgegenzunehmen.

Sofia, Januar 1890.

Mit evangelischem Brudergruß
der Kirchenvorstand:

Grashoff, P. Heberle. Häringer. Dörken. Betz. Schreiber. Fackler.

Von allen Seiten warm empfohlen!

† **Goldene Ähren.** †

Tägliche Andachten aus Gottes Wort

Gesammelt u. nach dem Kirchenjahre geordnet von G. Gericke. Mit Familien-Chronik. Geh. 6 Mk. Eleg. geb. 7,50 Mk. Mit Goldschnitt 8 Mk.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, oder gegen Einsendung des Betrages portofrei von der Verlagsbuchhandlung **Fr. Richter** in **Leipzig**.

On demande

comme **précepteur** un jeune allemand cultivé de 18 à 20 ans, parlant sa langue tres purement. Entrée immidiate. Ecrire **Pf. Grin, Suchy,** Vaud, Schweiz.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig